

Das Ostpreußenblatt

Nr. 2 – 12. Januar 2008 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Wahlkampfstrategie oder nicht: Roland Koch hat vielen Bürgern aus der Seele gesprochen. Foto: ddp

Der Ruf nach Sicherheit

Bürger verlangen energische Eingriffe – Politiker beim Wort nehmen

Von KLAUS D. VOSS

Der Mann hat dick aufgetragen – und das war richtig so: Roland Koch, CDU-Ministerpräsident und Wahlkämpfer aus Hessen, hat den brutalen Überfall auf einen 76jährigen Mann in der Münchener U-Bahn so wortstark aufgegriffen, daß sich kein Politiker bei diesem zentralen Thema davonschweigen kann. Deutschland debattiert: Wie sicher leben wir?

Die Menschen kennen die Lage im Land besser, als die Politik es wahrhaben will: Der Gewaltexzeß von München, begangen von einem jungen Türken und einem jungen Griechen, ist kein Einzelfall. Übergriffe dieser Art häufen sich, noch schlimmer ist die Angst der Bevölkerung vor diesen Gewaltdrohungen. Längst haben die Menschen ihr Verhalten den Kriminellen unterordnen müssen und bewegen sich entsprechend vorsichtig: Weite Bereiche in Großstädten sind längst – wie es heute heißt – „no go areas“ für Frauen und alle Menschen über 60 geworden, nicht nur bei Dunkelheit. Die Bürger fordern ihr Recht auf Sicherheit und Bewegungsfreiheit. Das muß voran stehen als Aufgabe Nummer eins.

Experten haben nach Übergriffen wie in München immer wieder den gleichen Tätertyp skizziert: vom Rand der Gesellschaft, kaum gebildet, durch nichts gezügelt, extrem gewaltbereit. Manche gerade 13, die meisten ältere Jugendliche oder junge Heranwachsende. Darunter auch Deutsche, in der Mehrzahl aber junge Menschen mit Migrationshintergrund. Und allen scheint eines gemeinsam zu sein: Sie sind kaum noch ansprechbar durch Erziehungsmaßnahmen.

Die Gesellschaft muß sich damit auseinandersetzen, wie sie mit der stark ansteigenden Gewaltbereitschaft unter jungen Menschen fertig werden will. Alle, die jetzt Schlagzeilen machen, haben bereits eine lange Vorstrafen-Karriere und waren durch alle sogenannten Besserungsmaßnahmen gegangen. Die jungen Gewalttäter haben dabei nur eines wirklich gelernt: über die unglaubliche Milde von Justiz und Vollzugsbehörden zu spotten.

Und dennoch: Gefährdete junge Menschen brauchen Hilfe, aber die richtige. Leider wollen die Forderungen nicht verstummen, die noch mehr Geld für die fragwürdigsten Projekte einfordern – etwa vom Selbsterfahrungstheater bis zum Langzeitbesserungsurlaub am Mittelmeer oder in Argentinien. Dabei sollte man sich nicht lange mit der Frage aufhalten, wer letztlich von diesen Millionen mehr profitiert: Betreuer oder Betreute. Denn wenn nach drei Jahrzehnten Erfahrungen diese angeblichen Förderprogramme Rückfallquoten von bis zu 80 Prozent haben, dann sind sie eines, nämlich nachgewiesen erfolglos.

Es ist an der Zeit, neue Methode zu erproben – etwa den jungen Straftätern früh und deutlich Grenzen aufzuzeigen. Das ist die Aufgabe Nummer zwei.

Am schwierigsten wird es sein, die Politiker dazu zu bringen, Wort zu halten. Die Bürger müssen deutlich machen, daß sie sich nicht nur Wahlkampfreden anhören wollen, sondern dieses Mal auch Taten sehen wollen – das wäre die Aufgabe Nummer drei. (Siehe auch die Seiten 2, 3 und 8)

KLAUS D. VOSS:

100 Dollar

Die Hiobsbotschaft kam gleich zum Jahresanfang: Der Preis für ein Faß Rohöl kann auf mehr als 100 Dollar steigen. Zum Vergleich: Vor einem Jahrzehnt war das Faß noch teurer als das Öl; der Preis stand damals bei rund neun Dollar.

Die Ölspekulanten verstehen sich darauf, mit immer neuen Schreckensmeldungen die Börsen in Hysterie zu halten, von angeblichen Lieferausfällen, Förderbeschränkungen und Opec-Drohungen. Der Preis zieht an, und alle verdienen mit. Was sollen sich da die Lieferanten von Gas und Strom zurückhalten? Sie haben dank ihrer Quasi-Monopole noch leichteres Spiel mit den Kunden. Inzwischen kann niemand mehr ausschließen, daß über die extremen Energiekosten der Konjunkturauftrieb ausgezehrt wird – dann droht Rezession.

Der 100-Dollar-Schock hält uns auch die eigene Schwäche unter die Nase. Arbeitskraft, Energieeinsatz und Kapitalversorgung sind die drei Grundfesten, mit denen Menschen und Unternehmen in florierenden Volkswirtschaften Gewinne und Wohlstand erzeugen. Wir haben begriffen, daß man die Arbeitsleistung nicht ungebremst mit hohen Steuern und Abgaben belasten darf, wenn man im Weltmarkt konkurrenzfähig bleiben will. Nur bei den Energiekosten leisten wir uns diesen Luxus noch – mit Steuern und Öko-Abgaben, Bevorratungsaufschlägen, Luftbelastungsrechten und allem, was den Klimaschutz-Verliebten noch so einfällt.

Von einer Energiepolitik, die sich wenigstens um Versorgungssicherheit und vertretbare Preise bemüht, ist nichts zu spüren.

Und zu allem Überfluß droht noch der Verzicht auf Atomstrom made in Deutschland.

Nur eine Nebenrolle für Opfer der »Gustloff«

ZDF und Ufa ließen die schwerste Seekatastrophe aller Zeiten verfilmen – Ausstrahlung im März

Von KLAUS D. VOSS

Drei Minuten spricht Heinz Schön über seine Rettung von der „Wilhelm Gustloff“, und er schafft etwas, was in den drei langen Stunden zuvor bei der Presse-Premiere des ZDF-Zweiteilers „Die Gustloff“ nicht so recht gelingen wollte: Die Premieren-Gäste in den Hamburger „Kammerspielen“ sind still geworden, manche auch ergriffen durch den Bericht des jetzt 82jährigen.

Heinz Schön, damals 19 Jahre, war Zahlmeister-Assistent auf der „Wilhelm Gustloff“, und seit dem 30. Januar 1945 ist er wie besessen, die Erinnerung an das Flüchtlingsdrama auf der Ostsee wachzuhalten. Schön berichtet mit knappen Worten, wie ein schwerverletzter Wehrmachts-Soldat auf dem Deck ihn um den Gnadenschuß anfleht. Doch der junge Schön hat keine Waffe.

Schön rechnet sich kühl seine Überlebenschancen aus, schätzt ab, daß die sinkende „Wilhelm Gustloff“ in dem 60 Meter tiefen Wasser über dem Stolper Sand keinen starken Strudel auslösen wird. Und er entscheidet sich richtig, bleibt am Schiff bis zum letzten Moment. Für einen Moment klingen jene Besonnenheit und Lebenstüchtigkeit an, wie sich die Kriegsgeneration durch die Wirren der Zeit retten konnte – viel zu spüren ist in der ZDF-Verfilmung von diesen Dingen nicht.

Nach dem Krieg hat Schön als Sachbuch-Autor den Untergang der „Wilhelm Gustloff“ besser dokumentiert als jeder andere, und natürlich haben sich ZDF und Ufa seiner Mitarbeit versichert: Er hat Drehbuch-Autor Rainer Berg beraten. Schön kennt die Zahlen, geht mit den Fakten verantwortlich um: 10545 Menschen waren an Bord der „Wilhelm Gustloff“, 1251 wurden gerettet, etliche starben noch an den Folgen ihrer Verletzungen.

Man muß es wie Heinz Schön wohl hinnehmen, wenn sich eine kinoreife Verfilmung dieser größten Seekatastrophe aller Zeiten davonmacht aus dem historischen Zusammenhängen. Aber die Zeitzeugen von Flucht und „Gustloff“-Katastrophe werden schwer daran zu tragen haben, wenn sie sehen, wie wenig der ZDF-Zweiteiler dem ganzen Leid der Menschen historisch-richtigen Respekt zollt – die Opfer spielen nur eine Nebenrolle, und eine Vokabel wie „Kriegsverbrechen“ fällt auch nicht.

So wichtig es ist, daß die Geschichte der Deutschen auch mit den Kapiteln Flucht und Vertreibung in Filmen dokumentiert wird und in den Mittelpunkt rückt, so entscheidend ist es auch, was das öffentlich-rechtliche Fernsehen von dieser nationalen Tragödie der „Wilhelm Gustloff“ zeigen wird. (Ausstrahlung im ZDF am 2. und 3. März 2008.)

Was zu sehen ist: eine Liebesgeschichte zwischen Kapitän und Marinehelferin (blond), Nazi-Teufeleien, eine Krimi-Mischung aus Verrat und Spionage, und natürlich ein Deutscher Schäferhund, der auf dem dramatischen Höhepunkt von seinem Besitzer erschossen wird. Mehr noch: ein Ortsgruppenleiter, der nur mit goldgerahmtem Hitler-Porträt in der Hand ins Rettungsboot steigt. Dazwischen müssen die Zeitzeugen nach dem suchen, was den Tod von 9000 Menschen historisch treffend abbildet.

Produzent Norbert Sauer, der sich auf historische Themen verlegt hat, hielt den Untergang der „Wilhelm Gustloff“ für einen „tollen Stoff“, für den mehr als zehn Millionen Euro investiert wurden. Der Zweiteiler muß Geld und Rendite einspielen, vor allem im Ausland.

Auch Regisseur Joseph Vilsmaier hat nicht wirklich an allen Stellen das Schicksal der Flüchtlinge nachempfinden können; es gibt einige böse Schnitzer bei der filmischen Umsetzung. Etwa der: „Gustloff“-Kapitän Kehding (darstellt von Kai Wiesinger) kommt nach dramatischer Rettung aus der Ostsee in Swinemünde an Land – und läuft auf tadellosem Schuhwerk durch die nächste Szene.

Begleitet wird der ZDF-Film von zwei dokumentarischen Beiträgen zum Untergang der „Gustloff“ aus der Werkstatt Guido Knopps. Doch acht Wochen vor der Ausstrahlung ist noch nicht klar, worauf seine Redaktion hinaus will – auf historisch Fundiertes oder eben entdeckte Aufreger. „Wir suchen noch in russischen Archiven“, meinte der ZDF-Professor bei der Vorpremiere und nährte so ungewollt noch die Zweifel an seiner Arbeitsweise.

»Über die Strafe haben wir gelacht«

Die Diskussion über die Verschärfung des Jugendstrafrechts lenkt vom eigentlichen Thema ab

Von Mariano Albrecht

Sie heißen Mehmet, Manuel G., Kadir Ü. oder Serkan A., sie stehlen, rauben und schlagen sich im wahrsten Sinne des Wortes durch ihr junges Leben. Warum kommen die meisten oft mehrfach glimpflich davon? Ist unser Strafrecht diesen Tätern gewachsen, sind die Gesetze nicht hart genug oder die Richter zu lasch? Viele Richter brüsten sich ihrer Milde.

Im Fall des Münchner U-Bahnschlägers Serkan A. (20) sieht das Strafregister so aus: Der Türke wurde erstmals im Jahr 2003 straffällig, wegen Diebstahls erging eine richterliche Weisung, Serkan A. wurde zu gemeinnütziger Arbeit verurteilt. 2004 wurde ein Verfahren wegen Bedrohung eingestellt, wegen Schwarzfahrens erging im Jahr 2004 eine weitere richterliche Weisung. Im Januar 2005 dann die erste Freiheitsstrafe wegen Unterschlagung, Diebstahls, Sachbeschädigung und Schwarzfahrens – vier Wochen Arrest. Im Oktober 2005 steht Serkan A. erneut vor Gericht, diesmal unter anderem wegen Raubes mit gefährlicher Körperverletzung und Wohnungseinbruchs. Nach sechs Monaten Untersuchungshaft wird er zu einem Jahr Freiheitsstrafe auf Bewährung verurteilt und in einer betreuten Wohngruppe untergebracht. Obwohl er die Bewährungsauflagen bricht – er wird mit Rauschgift erwischt – kommt er mit zwei Wochen Jugendarrest davon. Läßt das Jugendstrafrecht keinen Raum für härtere Strafen?

Doch, und zwar reichlich. Alle von A. verübten Straftaten können nach dem Jugendstrafrecht mit bis zu fünf Jahren Haft geahndet werden, für Raub mit gefährlicher Körperverletzung hätte man den türkischen Gesetzesbrecher sogar bis zu zehn Jahre hinter Gitter bringen können. In zwei Fällen ist das Erwachsenenstrafrecht sogar milder, für Erschleichung von Leistungen (Schwarzfahren) und Bedrohung sieht das Gesetz für Volljährige Geldstrafen, im höchsten Fall eine Freiheitsstrafe von einem Jahr vor. Warum wird das Strafmaß nicht ausgeschöpft?

Der Jurist und ehemalige Hamburger Justizsenator (2001–2006) Roger Kusch hat selbst als Jugendrichter gearbeitet und erklärt die Situation so: „Richter haben Narrenfreiheit. Hier in Hamburg stammt ein großer Teil der Richterschaft noch aus rot-grünen Zeiten, da hat der Klüngel aus Linken und Alt-68ern sein Personal in den Sattel gehoben. Diese Leute glauben an antiautoritäre Erziehung und Rechtsprechung. Die häufig laschen Strafen sind ein Problem der Einstellung der Richter, viele kokettieren damit, wie wenig sie einsperren.“

Mit seiner neu gegründeten Partei „Rechte Mitte Heimat Hamburg“ tritt Kusch für eine Abschaffung des Jugendstrafrechts ein. Der Ex-Senator meint, daß das jetzige Jugendstrafrecht zwar Richtern ausreichende Möglichkeiten zur Verurteilung von jungen Straftätern biete, das Gesetz es den Richtern aber eben auch ermögliche, immer wieder selbst bei Intensivtätern lapidare Urteile aus dem unteren Strafenspektrum auszusprechen. Justizbehörden nähmen dies kritiklos hin. Die Anwendung des Jugendstrafrechts bei über 18jährigen soll ohnehin die Ausnahme sein und nur Anwendung finden, wenn Zweifel an einer altersentsprechenden Entwicklung des Täters bestehen.

Doch nicht nur die Justiz habe versagt, denn diese ist erst zuständig, wenn ein Täter mindestens 16 Jahre alt ist.

Aber wie wird mit Prügelkids wie zum Beispiel dem 13jährigen Jamaikaner Georgio L., der einen zwei Jahre älteren Mitschüler vor zwei Jahren in Hamburg dauerhaft rollstuhlreif geprügelt hat, umgegangen?

Die Hamburger Jugendbehörde schweigt zu den Vorgängen, beruft sich auf den Datenschutz und verwehrt dem Bürger das Recht auf Information. Doch gibt es Möglichkeiten, auch minderjährige Gewalttäter aus dem Verkehr zu ziehen?

„Die Antwort steht in der Feuerbergstraße“, sagt Roger Kusch. Gemeint ist die geschlossene Unterbringung der Hamburger Jugendhilfe.

Bedauerlicherweise wird das Haus kaum genutzt. Im Jahr 2006 wurde die Kapazität von 18 Plätzen auf zwölf reduziert. Zwischen 2003 und 2007 war die Einrichtung mit vier bis sieben Insassen belegt, es kam zu gewalttätigen Übergriffen auf das Personal und Ausbrüchen.

Bundesweit gibt es 19 solcher Einrichtungen mit insgesamt 260 Plätzen, doch Politik und Jugendämter setzen auf Kuschelpädagogik, dabei würde so manchem jungen Wilden der Geschmack nach weiteren Straftaten vergehen, wären Justiz und Jugendämter bereit, dem kriminellen Treiben mit einem Schuß vor den Bug Einhalt zu gebieten.

In der ARD-Sendung „Anne Will“ berichtet der „geläuterte“ türkische Schläger Kadir Ü., wie er seine Verurteilung wegen Körperverletzung empfand: „Da machen die erst so ein Theater, mit Gesa (Gefangenensammelstelle), Fingerabdruck und Foto, ich sitze dann noch acht Stunden in der Zelle und dann geben die mir acht Stunden Sozialarbeit. Da hab ich gelacht. Ich und meine Freunde haben uns richtig ausgelacht. Wenn man keine Strafe kriegt, macht man das doch immer wieder.“



Die Gesellschaft sieht weg: Man weiß um die Jugendkriminalität, doch Gegenmaßnahmen fehlen. Foto: Joker

Reichster Ruheständler der Welt

Bill Gates zieht sich zurück: In Zukunft widmet er sich nur noch der Rettung der Menschheit

Von Ansgar Lange

Man soll immer dann gehen, wenn es am schönsten ist. Oder wenn man als Unternehmer am erfolgreichsten ist. Legt man diese Kriterien an, dann hat Microsoft-Gründer Bill Gates vielleicht schon die Zeit für den richtigen Absprung verpaßt. In letzter Zeit hat das Markenimage von Microsoft doch arg gelitten, weil andere Wettbewerber einfach den besseren Riecher für neue Trends hatten. Mit 52 Jahren räumt Gates, der mit seinen ewigen Pullovern, der nicht unbedingt modischen Brille und Frisur immer noch wie ein Informatik-Student im 20. Semester aussieht, jedenfalls den Schreibtisch und will in Zukunft nur noch Gutmensch sein. Die finanziell hervorragend gepolsterte „Bill & Melinda Gates Foundation“ liefert ihm dafür die nötige Basis.

Die in den Vereinigten Staaten idealisierte „Vom Tellerwäscher zum Millionär“-Karriere kann Gates nicht vorweisen. Das liegt eventuell auch daran, daß es immer mehr Spülmaschinen gibt und Gates als zweitreichster Mann der Welt selbstverständlich mehrfacher Milliardär ist. Er wuchs als Sohn eines wohlhabenden Rechtsanwalts und einer Lehrerin auf und machte bereits in der Grundschule mit seinen überragenden Leistungen in Mathematik und Naturwissenschaften auf sich aufmerksam. Daß ein abgeschlossenes Hochschulstudium keine Voraussetzung für eine Karriere als erfolgreicher Unternehmer ist, stellte Gates ebenfalls unter Beweis. Zwar ging er 1973 an die renommierte Harvard-Universität, doch schon zwei Jahre später brach er sein Studium ab.

Doch Mitte der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts war noch nicht abzusehen, wie clever und geschäftstüchtig der etwas linkisch wirkende „Tekkie“ einmal werden sollte. Im Sommer 2007 erinnerte sich der Informatik-Professor Harry R. Lewis an seinen ehemaligen Studenten, den er in den Jahren 1974 bis 1975 unterrichtete. „Ich habe Gates in der Zeit gut kennengelernt. Ich denke, er war ziemlich gelangweilt in meinen Kursen und hat ja selbst gesagt, daß er sich in den meisten Seminaren gelangweilt hat. Aber er ging zu vielen Veranstaltungen und war ziemlich interessiert“, so der vormalige Dekan des Harvard Colleges gegenüber „Spiegel“-Online. „Manchmal schlief er in den Seminaren ein. Nachher habe ich erfahren, daß er bis tief in die Nacht möglicherweise an der Gründung von Microsoft arbeitete. Das erklärte natürlich, warum er dann am Tag schläfrig war.“

Auch heute noch schlafen viele Studenten in Vorlesungen und Seminaren ein oder kommen erst gar nicht aus dem Bett und brechen ihr Studium ab. Sie werden aber in der Regel Taxifahrer und nicht Multimilliardär. Eine Studie des Meinungsforschungsinstituts TNS-Infratest im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung ergab aber zumindest, daß Bill Gates für angehende Jungunternehmer in Deutschland das größte Vorbild ist.

Insbesondere die Informationstechnologie (IT), für die Gates wie kein zweiter steht, ist für die Wirtschaft in Deutschland wie in der übrigen westlichen Welt von enormer Bedeutung. Auf der Computermesse Comdex rief der Microsoft-Gründer daher im Jahr 2001 ein „digitales Jahrzehnt“ aus. „In dieser digitalen Dekade wird Computer-Technologie jeden Teil unseres Lebens verändern und das Versprechen des wirklich sicheren und wirklich persönlichen Computers einlösen“, so Gates. Doch in Deutschland fehlt es an



Bill Gates Foto: ddp

weithin bekannten Vorbildern wie Gates, auch wenn Ende vergangenen Jahres wieder ein pompöser IT-Gipfel veranstaltet wurde. Kritiker bemängeln jedoch, daß bei solchen Treffen nur auf die großen Konzerne geschielt wird. Mittelständler oder gar der findige Jungunternehmer in der Garage haben hierzulande kaum eine echte Chance.

„Wenn ich heute zwischen 18 und 22 Jahre alt wäre, würde ich mich von Frau Merkel, dem SAP-Chef Kagermann oder dem Bitkom-Präsidenten Professor Scheer, der für die Informationswirtschaft, Telekommunikation und neue Medien steht, nur bedingt angesprochen fühlen. Die Informationstechnologie muß bei uns dringend aus dem Old-Economy-Muff erwachen“, sagt Michael Zondler, IT-Experte beim weltweit tätigen Beratungsunternehmen Harvey Nash. Doch auch Microsoft zeigt schon Anzeichen der Alterung. Steve Ballmer, der bereits seit 2000 als Microsoft-Chef agiert, macht eine wesentlich schlechtere Figur als sein langjähriger Weggefährte Gates. Auch andere Technologie-Experten im Unternehmen haben Schwierigkeiten, sich aus dem Schatten des Übervaters zu lösen. Dies muß den Verbraucher nicht unbedingt traurig stimmen, denn wegen seiner Firmenpolitik und der Qualität seiner Produkte steht Microsoft schon seit langem in der Kritik. Und auch die Kartellbehörden haben an dem Quasi-Monopolisten keine wahre Freude.

MELDUNGEN

Spätaussiedler besser integriert

Berlin – Eine aktuelle Studie des Statistischen Bundesamtes hat ergeben, daß Spätaussiedler in Schule, Ausbildungs- und Arbeitsmarkt deutlich besser integriert sind als andere Zuwanderergruppen. So liegt die Quote der Schulabbrecher bei Spätaussiedlern nur bei 5,9 Prozent, während die Gruppe der zugewanderten oder in Deutschland geborenen Ausländer bei 18,7 Prozent liegt. Bei den einheimischen Deutschen verlassen nur 1,8 Prozent die Schule ohne Abschluß. Auch bei der beruflichen Qualifikation kam die Studie auf ähnliche Erkenntnisse. Hier bleiben 25,6 Prozent der Spätaussiedler ohne Ausbildung, während es bei anderen Ausländern 46,7 Prozent beziehungsweise bei den einheimischen Deutschen 12,3 Prozent sind. Die Erwerbsquote der Spätaussiedler liegt mit 73,7 Prozent nur knapp unter der der einheimischen Deutschen, während die der Ausländer bei 65,9 Prozent liegt.

Wieder weniger Mitglieder

Wetzlar – Der Mitgliederschwund der evangelischen Kirchen ist ungebrochen: 2006 haben 21 von 23 Landeskirchen insgesamt 194 472 Mitglieder verloren. Zwei Landeskirchen – Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und Hessen-Nassau – konnten noch keine Angaben machen. Damit sank die Mitgliederzahl im Durchschnitt um 0,8 Prozent auf knapp unter 25,2 Millionen (2005 war bei allen Kirchen ein Verlust von insgesamt 0,9 Prozent zu verzeichnen). Das ergab eine aktuelle idea-Umfrage. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Mehr Geld für Eltern

Da hat sich Ursula von der Leyen um 240 Millionen Euro verschätzt, als sie annahm, daß 1,6 Milliarden Euro für die Zahlung des Elterngeldes 2007 reichen. Bestenfalls kann man ihr einen Rechenfehler unterstellen, denn da die Zahl der 2007 Neugeborenen rückläufig war und gut die Hälfte der Elternteile, die das Erziehungsgeld beantragten, nur einen Anspruch auf weniger als 500 Euro monatlich hatten, kann man nicht von einer Fehleinschätzung aufgrund von zu großer Nachfrage aufgrund von mehr Kindern und besser verdienenden Müttern sprechen.

1.497.946.716.236 €

(eine Billion vierhundertsiebenundneunzig Milliarden neunhundertsechsundvierzig Millionen siebenhundertsechzehntausend und zweihundertsechsunddreißig)

Vorwoche: 1.497.435.487.125 €
Verschuldung pro Kopf: 18.185 €
Vorwoche: 18.179 €

(Dienstag, 8. Januar 2007, 12 Uhr. www.steuerzahler.de)

Es fehlen noch 40 000

Von Harald Fourier

Wer könnte eigentlich so ein Volksbegehren anleiern, für das in Berlin 170 000 Unterschriften gesammelt werden müssen? Die Gegner der Rechtschreibreform – damals wohl die Bevölkerungsmehrheit – prallten 1999 ruhmlos an der Gesetzeshürde ab. Zu diffus war der Widerstand gegen die neue Schreibung, als daß er damals die Menschen in den Abstimmungslokalen auf die Bezirksämter getrieben hätte.

Es gab noch verschiedene andere Versuche, ein Volksbegehren einzuleiten, aber sie scheiterten alle. Jetzt könnte es zum ersten Mal gelingen. Wohlgemerkt: könnte. Denn den Befürwortern des Flughafens Tempelhof fehlen noch schätzungsweise 40 000 Stimmen.

Erst wenn 170 000 Unterschriften von wahlberechtigten Berlinern zusammengekommen sind – die Unterzeichner müssen dazu eigens in eines der Meldeämter gehen –, ist das Quorum für einen Urnengang erfüllt. Die Frist läuft im Februar ab.

Noch nie waren die Chancen so gut: Die Oppositionsparteien CDU und FDP sind vehement pro Tempelhof. Der Verein der Tempelhofbefürworter hat Anzeigen geschaltet und die ganze Stadt mit Plakaten vollgehängt. Der Springer-Verlag und seine in Berlin dominierende Tagespresse werben tagtäglich in geradezu penetranter Form für das Volksbegehren.

Und am wichtigsten: Die Masse der Berliner ist für den Erhalt des alten Zentralflughafens, den der rot-rote Senat unbedingt schließen will. Bis hinein in die Anhängerschaft von SPD und Linkspartei sind über zwei Drittel der Berliner gegen die Schließung.

Wenn also trotz dieser optimalen Voraussetzungen das Volksbegehren mißlingen sollte, dann kann dies nur heißen: Entweder sind die formalen Voraussetzungen für eine Volksabstimmung einfach zu hochgesteckt. Oder die Berliner sind einfach zu desinteressiert an ihrer Stadt. Glauben die Hauptstädter womöglich, daß es sowieso keinen Zweck hat, eine Unterschrift zu leisten, weil der Senat am Ende sowieso macht, was er will?

Vielleicht ist den Berlinern wirklich der Sinn fürs Gemeinwesen abhanden gekommen, warum auch immer. Goethe hat einmal gesagt: „Die beste Regierung ist die, die uns lehrt, uns selbst zu regieren." Das ist richtig.

Aber wir stehen offenbar noch immer ganz am Anfang dieses Lernprozesses – und nicht an seinem Ende, wie Propheten der sogenannten Zivilgesellschaft immer wieder predigen. Andernfalls würden sich mehr Menschen aufmachen, um mit ihrer Unterschrift die Harakiri-Politik des Berliner Senats zu stoppen.

Späte Einsicht eines Senators

Eskalierende Jugendgewalt: Körting (SPD) kritisiert plötzlich lasche Richter



Gewalt gegen Sachen, Gewalt gegen Menschen: Spuren der Verwüstung in einer Berliner U-Bahn

Foto: ddp

Von Markus Schleusener

Immer neue Übergriffe. Seit den Bildern aus München diskutiert ganz Berlin über immer neue Gewalttaten, insbesondere von ausländischen Jugendlichen.

Zu Silvester wurde ein 51jähriger von jungen Männern verprügelt, weil er sie gebeten hatte, keine Böller auf den Bahnsteig zu werfen. Zwei Tage später wurde ein Busfahrer vermöbelt, als er „Fahrgäste" am Zerkratzen der Scheiben hindern wollte. Wenig später demolierten Jugendliche eine Haltestelle und gingen auf Passanten los.

Jahrelang wurde so etwas ignoriert. Vor allem über den hohen Ausländeranteil unter den Tätern verlor kaum jemand ein Wort. Politisch nicht korrekt, hieß es dann nur. Wenn jetzt derlei Nachrichten von Gewalttaten wie Schockwellen in enger Folge durchs Land fegen, dann hat das auch mit der vorherigen Politik des Verdrängens zu tun. Diese Erkenntnis setzt sich sogar bei denen durch, die selbst jahrelang zu den „Wegschauern" gehört haben. Einer von ihnen versucht sogar, sich jetzt an die Spitze der Bewegung gegen brutale Jugendliche zu setzen: Berlins Innensenator Erhart Körting.

Der SPD-Politiker hat große Empörung bei Richtern und Politikern ausgelöst, als er in einem „Focus"-Interview vergangene Woche sagte, daß für die Gewaltmisere bei Migranten „Allesversteher und -verzeiher" unter den Richtern mitverantwortlich seien. Diesen gehe es nur um die Psyche der Täter, die Psyche der Opfer sei „etlichen Richtern scheißegal".

Und überhaupt! Die gängige Praxis der Verurteilung von jungen Erwachsenen (18–21 Jahre) nach Jugendstrafrecht – die sei auch nicht in Ordnung. „Sie und vor allem die Gutachter behandeln beinahe jeden 18- bis 21jährigen, als ob er Klein-Doofi wäre."

Harte, geradezu populistische Worte von jemandem, der selbst früher Justizstaatssekretär war und nun auch als langjähriger Innensenator an den entsprechenden Gesetzen maßgeblichen Anteil hatte. Zu Beginn dieser Woche ruderte Körting dann wieder leicht zurück, offenbar weil er allzu vielen in der Richterschaft auf den Schlips getreten war. Plötzlich lobte Körting: „Ich sagte, daß die Zeit der Allesversteher und -verzeiher in Berlin glücklicherweise vorbei ist."

Ist sie das wirklich? Berlin ist nach wie vor ein Paradies für jugendliche Schwerverbrecher. Nur einer von vielen Fällen: Vergangene Woche wurde das Verfahren gegen Patrick S. in Berlin-Moabit verhandelt. Mit zwei Kumpels hat der 18jährige am S-Bahnhof Schöneweide zwei Männer überfallen. Die Opfer wurden geschlagen, eines bis zur Bewußtlosigkeit. Die Beute: ein Rucksack, ein Mobiltelefon.

Elf Monate dauerte es, bis es endlich zur Verhandlung kam. Seinen Verteidiger kann Patrick selbst nicht bezahlen, also tut der Staat das für ihn. Und dann die Jugendgerichtshilfe, das „Highlight eines jeden Jugendprozesses", wie die Boulevardzeitung „BZ" höhnt: „‚Schädliche Neigungen? Kann ich nicht erkennen', sagt die nette Dame vom Amt über den prügelnden Jugendlichen."

Er kommt mit einer Bewährungsstrafe davon. Der Innensenator aber meint, diese Zeiten seien endlich vorbei. Schließlich würden in Berlin „nur" 50 Prozent der Jugendlichen auch nach Jugendstrafrecht verurteilt. Körting hofft offenbar vor allem, daß die Wähler seine eigene jahrelange Untätigkeit einfach vergessen haben.

Immerhin hat sich bei der Videoüberwachung etwas getan. Sie gibt es zwar auch in Berliner U-Bahnen schon lange. Bis vor wenigen Wochen hätte es Videoaufnahmen wie die Münchner Bilder von dem verprügelten Rentner aus Berlin aber wahrscheinlich nicht gegeben. Der Grund: Die Bilder wurden nicht aufgezeichnet.

Hartmut W. wurde richtig sauer, als er das erfuhr. Vor einem Dreivierteljahr wurde ihm auf dem Bahnhof Güntzelstraße von zwei „südländisch aussehenden Jugendlichen" sein Telefon geklaut. „Die sind einfach gekommen und haben es mir aus der Hand gerissen", erinnert sich der 55jährige zornig. Die Diebe waren zu schnell und entkamen. W. wandte sich an die Polizei und an die Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG). Dort mußte er erfahren, daß die Kameras auf den Bahnhöfen nur „Anlaßbezogene Aufnahmen" machen. Das heißt: Erst, wenn ein Angestellter in der Überwachungszentrale vor einer riesigen Wand mit etlichen Bildschirmen zufällig sieht, wie sich eine Straftat ereignet, löst er die Aufzeichnung aus.

Als W. überfallen wurde, hat aber gerade niemand auf den Monitor geschaut. Also konnten die Täter nicht identifiziert und erst recht nicht überführt werden. Die lapidare Auskunft der BVG damals: „Das verhindert der Datenschutz."

Damals lief aber erst ein Pilotprojekt: Auf drei (anderen) Linien wurde rund um die Uhr aufgezeichnet. Im November hat das Berliner Abgeordnetenhaus mit den Stimmen von SPD und Linkspartei das Allgemeine Sicherheits- und Ordnungsgesetz (ASOG) beschlossen. „Nun will die BVG aufrüsten", beschwert sich Anja-Maria Gardain, die Pressesprecherin des Datenschutzbeauftragten, über die Verkehrsbetriebe.

Bis die BVG aber technisch flächendeckend so weit ist, kann es noch ein wenig dauern. Am besten aber ist es sowieso, erst gar nicht überfallen zu werden. Denn Kameras verhindern keine Straftat. Da müßte der Staat, insbesondere die Gerichte, schon härter gegen die Straftäter vorgehen, vor allem gegen die in den vergangenen Jahren immer zahlreicher gewordenen Mehrfachdelinquenten.

Der Anfang vom Ende

Luxemburg-Liebknecht-Demo: Vor 20 Jahren läuteten Ausreisewillige den Untergang der DDR ein

Von Harald Fourier

Es ist kalt an diesem Sonnabend im Januar 1988. Reinhard Schult schaut aus seiner Wohnung in der Husemannstraße 3 in Ost-Berlin. „Ich gucke von meinem Balkon runter. Kolleje kommt vorbei, will mit Vera Wollenberja zur Demo", berlinert er.

Doch Schult traut seinen Augen kaum: An dem Kumpel „hängen acht Spitzel dran". So war das vor 20 Jahren in Ost-Berlin. Regimegegner wurden verfolgt und bespitzelt, schließlich planten einige von ihnen damals einen großen Coup: die Teilnahme an der SED-Demonstration für Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

Am morgigen Sonntag demonstrieren sie wieder, die Linksgenossen. Mitten im kalten Berlin ist das zweite Januarwochenende stets für die erste politische Großdemo des Jahres reserviert. Dann gedenkt die Linke (früher SED, dann PDS) der beiden getöteten Kommunistenführer.

1988 nutzten überwiegend Ausreisewillige die staatlich verordnete „Kampfdemonstration", um auf die Verlogenheit der roten Diktatur hinzuweisen. Die damalige Aktion auf der Liebknecht-Luxemburg-Demo wird von Bürgerrechtlern heute zwar kritisch gesehen. Doch sie wird dennoch als Auftakt für eine Serie von öffentlichen Kritikäußerungen im SED-Staat angesehen, die 1989 in der Herbstrevolution mündete.

Es begann Ende 1987, als international die Zeichen längst auf Entspannung standen. Am 25. November holte die SED-Staatsmacht zu einem großen Schlag gegen das kleine Häufchen Bürgerrechtler von der Initiative Frieden und Menschenrechte (IFM) aus. Im Rahmen der „Aktion Falle" wurden mehrere Räume durchsucht und Personen verhaftet. Die Kommunisten drohten den „Delinquenten" Berufsverbot an, sofern sie nicht sowieso schon damit belegt waren. Gleichzeitig wurden sie zur Ausreise gedrängt. Für prominente Regimekritiker stand der Weg in den Westen stets offen – man wollte sie loswerden, damit sie die DDR nicht weiter mit dem demokratischen Virus infizieren konnten.

Viele Ausreisewillige wußten das und suchten deshalb die Nähe zu den Regimegegnern, die ja allen Widrigkeiten zum Trotz im Land bleiben und dort für Veränderungen streiten wollten. „Die haben sich an uns rangehängt, um ihre Ausreise zu beschleunigen", erinnert sich Freya Klier.

Die, die partout im SED-Staat bleiben wollten, planten wie Bärbel Bohley Versammlungen und Solidaritätsandachten für die Inhaftierten. Die Regisseurin Freya Klier initiierte einen Künstlerappell. Die „Aktion Falle" hatte die Bürgerrechtler zusammengeschweißt. „Das war ein Erfolgserlebnis", sagt Freya Klier heute über die Wochen danach.

Eine ganz besondere Provokation sollte die SED-Führer ins Mark treffen: Wolfgang Templin, Bürgerrechtler der ersten Stunde, der während der Operation „Falle" zeitweise unter Hausarrest stand, über die Planungen zur Rosa-Luxemburg-Demo: „Die Idee, diese zentrale Identifikationsdemo zu sprengen, spukte schon länger in den Köpfen herum."

Doch Markus Meckel (SPD), der spätere DDR-Außenminister unter Lothar de Maizière, war wenig begeistert: „Ich hielt das für keine so wahnsinnig kluge Idee. Das Bild im Fernsehen war gut, bot aber keine Perspektive."

SED-Gegner zeigten auf der Demo am 17. Januar unter anderem ein Plakat mit dem Rosa-Luxemburg-Zitat: „Freiheit ist immer auch Freiheit des Andersdenkenden." Freya Klier ist heute noch stolz auf den Spruch. „Das habe ich ausgesucht." Dennoch sagte sie ihre Teilnahme ab. Auch die meisten anderen prominenten Bürgerrechtler (Ausnahme: Vera Wollenberger, jetzt Lengsfeld) blieben fern.

Die Stasi war wie so oft bestens informiert über die geplante Aktion. Als präventive Maßnahme wurden ARD- und ZDF-Kamerateams mit MfS-Statisten, sogenannten „Wink-Elementen", umstellt. Gegen die „Störenfriede" (Deckname der Stasi-Aktion) gingen Uniformierte und Zivilpolizisten vor. 120 wurden verhaftet, 25 „ausgebürgert". Zu den Verhafteten gesellten sich eine Woche später auch noch Freya Klier und Bärbel Bohley.

Der Protest auf der Luxemburg-Liebknecht-Demo wurde also kaum von den Bürgerrechtlern angeführt. Es waren die Ausreisewilligen, die kamen und die die SED-Mächtigen bis aufs Blut provozierten. Und es war die Ausreisewelle, die die DDR ein Jahr später zusammenbrechen ließ.

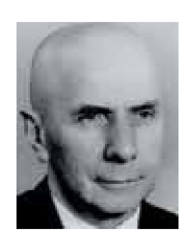
Preußen zieht Besucher an

Das preußische Kulturerbe entwickelt sich zunehmend zum Publikumsmagneten: 2007 verbuchte die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten mit 2,2 Millionen Besuchern fast zehn Prozent mehr Gäste als im Vorjahr. Der Generaldirektor der Stiftung, Hartmut Dorgerloh, erwartet bis 2012 gar eine weitere Steigerung auf 2,8 Millionen.

Spitzenreiter der preußischen Attraktionen war abermals das Schloß Sanssouci in Potsdam mit allein rund 350 000 Besuchern. Mehr geht auch gar nicht: Das Refugium Friedrichs des Großen ist stets ausverkauft, mehr Gäste dürfen aus konservatorischen Gründen nicht in das Gebäude gelassen werden.

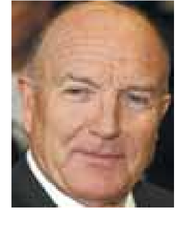
Als Renner entpuppte sich 2007 der alte Flügel des Berliner Schlosses Charlottenburg. Dorgerloh führt den Ansturm auf den neuen Audioführer zurück. Zweistellige Zuwächse verbuchten auch das Neue Palais, das Schloß Oranienburg und die Potsdamer Pfaueninsel. *H.H.*

Zeitzeugen



Jakob Kaiser – Bis in die Weimarer Zeit kannte Deutschland nur ideologisch zerstrittene „Richtungsgewerkschaften“, vor allem sozialistische und christliche. Der spätere stellvertretende CDU-Chef Jakob Kaiser (1888–1961) war einer der Wegbereiter der – formell – überparteilichen „Einheitsgewerkschaft“. Nach dem Krieg avancierte Kaiser zu einem der Führer des linken CDU-Flügels und zum scharfen Kritiker Konrad Adenauers.

Heinz Kluncker – Der gelernte Kaufmann Kluncker (1925–2005) war von 1964 bis 1982 Vorsitzender der Gewerkschaft ÖTV (heute Ver.di). Kluncker setzte die 40-Stunden-Woche und das 13. Monatsgehalt für den öffentlichen Dienst durch. Er galt lange als „Schrecken der Politik“. Als erster knüpfte er schon 1964 offizielle Kontakte zu den Marionettengewerkschaften des Ostblocks, später aber auch zur oppositionellen polnischen „Solidarität“.



Klaus Zwickel – Seinen ersten großen Auftritt hatte der spätere IG-Metall-Chef (1993–2003) schon 1984 als Leiter der IGM-Verwaltungsstelle Stuttgart. Vergeblich versuchte er damals in seinem Tarifbezirk als erstem die 35-Stunden-Woche durchzusetzen. Im Zusammenhang mit dem Mannesmann-Skandal wurde gegen den 1939 geborenen Zwickel ab 2001 wegen Beihilfe zur Untreue ermittelt. Das Verfahren wurde gegen eine Zahlung von 60 000 Euro 2004 eingestellt.

Franz Steinkühler – Der 1937 geborene IG-Metall-Chef (1986–1993) erkämpfte 1990 die gestaffelte Einführung der 35-Stunden-Woche. Steinkühler soll seinen Aufsichtsratssitz bei der Daimler-Benz AG für Aktien-Insidergeschäfte genutzt haben und trat 1993 zurück.



Manfred Schell – Als Chef der Lokführergewerkschaft GDL (seit 1989) ficht der gelernte Heizer seit Mai 2007 einen harten Tarifstreit mit der Deutschen Bahn AG aus. Der 1943 geborene Schell ist CDU-Mitglied und saß 1993 / 1994 kurz für die Union im Bundestag. Im Jahr 2002 hat die GDL die Tarifgemeinschaft Bahn verlassen. Nun fordert die 1867 gegründete, damit älteste Gewerkschaft Deutschlands ihren eigenen Tarifvertrag.

2008 wird zum Streikjahr

Gewerkschaften wollen Teilhabe am Aufschwung einfordern

Von Ansgar Lange

Zu Beginn eines neuen Jahres ist immer Zeit für gute Vorsätze. Lohnzurückhaltung scheint jedoch nicht auf der Liste der guten Vorsätze der Gewerkschaften für das neue Jahr zu stehen. „2008 wird ein Jahr mit harten Tarifrunden“, stellte die Tageszeitung „Die Welt“ fest. Für tarifpolitischen Sprengstoff sorgen die Forderungen der Dienstleistungsgewerkschaft Ver.di und des Deutschen Beamtenbundes (dbb), der IG Metall und der Chemiegewerkschaft IG BCE.

Verdi und Beamtenbund fordern für den öffentlichen Dienst zum Beispiel eine Einkommenssteigerung um acht Prozent, mindestens aber 200 Euro mehr im Monat. Auch die IG Metall fordert für die Stahlbranche ein Plus von acht Prozent. Hochgerechnet auf 90 000 Stahlarbeiter kommt eine erkleckliche Summe zusammen. „Für die Wirtschaft braut sich damit ein gefährliches Gemisch zusammen: Denn der Aufschwung hat den Zenit bereits überschritten, das Wachstum schwächt sich wieder ab“, kommentiert „Welt“-Redakteur Stefan von Borstel.

Die Arbeitnehmervertreter sind der Ansicht, daß sie zu Recht mehr Teilhabe am bisherigen Aufschwung fordern. Schaut man auf die Fakten, dann liegen die Gewerkschafter so falsch nicht: Die Unternehmen machen satte Gewinne, die Wirtschaft brummt (noch), die Zahl der Arbeitslosen nimmt ab und auch die Steuereinnahmen sprudeln. Doch die hohe Inflation frißt so viel von den Lohnzuwächsen auf, daß die Arbeitnehmer keinen Kaufkraftgewinn haben. Aber bei allem Verständnis für die Ansprüche der Arbeitnehmer warnen Experten vor zu satten Lohnerhöhungen. Denn die kämen jetzt, wo die Wirtschaft sich nicht so stark wie erwartet weiter entwickeln wird, zur Unzeit. Außerdem wenden sich die Gewerkschaften an die falschen Adressaten: Nicht die Unternehmen seien schuld daran, daß viele Bürger nicht am Aufschwung teilhaben. Der Staat trage mit einer verfehlten Wirtschaft- und Finanzpolitik die Hauptverantwortung dafür, daß die Leute nicht mehr Netto haben.

Die politische Wetterlage hat sich merklich gewandelt. Diskutiert wird weniger über Freiheit und Eigenverantwortung. Die Leute haben genug vom Reform-Gerede. Was die Leute umtreibt, sind die maßlosen Gehälter mancher Manager oder die schamund instinktlosen Diätenerhöhungen der Politiker. Die Deutschen glauben mehrheitlich nicht mehr daran, daß es in unserer sozialen Marktwirtschaft noch gerecht zugeht.

Das Jahr 2007 war ein Streik-Rekordjahr. Deutschland hat im vergangenen Jahr nämlich die meisten Arbeitsausfälle durch Streiks seit 14 Jahren erlebt. Der Tarifexperte Hagen Lesch, der für das arbeitgebernahe Institut der deutschen Wirtschaft in Köln (IW Köln) arbeitet, rechnet damit, daß die Dauer der Arbeitskämpfe im neuen Jahr geringer ausfallen wird.





Ungerechte Verteilung: Gewinne nicht nur für Manager und Politiker Foto: ddp

Laut Lesch sind im Jahr 2007 rund 580 000 Arbeitstage ausgefallen. Dabei entfielen „nur“ acht Prozent auf den Ausstand der in der GDL organisierten Lokführer, während der fünfwöchige Arbeitskampf bei der Deutschen Telekom am stärksten zu Buche schlug. Wir erinnern uns: Im Mai und Juni wurde hitzig über die Auslagerung von 50 000 Beschäftigten des Bonner Unternehmens, Gehaltskürzungen sowie Mehrarbeit gestritten. Im Gespräch mit der „Frankfurter Rundschau“ wies der IW-Experte darauf hin, im gerade angebrochenen Jahr sei mit relativ kurzen Arbeitskämpfen zu rechnen, da Lohnkonflikte meist relativ schnell bereinigt würden. Auch bei der Bahn dürfte es nur drei oder vier Tage Streik geben, weil die Lokführergewerkschaft die Verhältnismäßigkeit wahren müsse. Andernfalls könnten die Gerichte erneut Streikverbote aussprechen.

Doch man darf nicht unterschätzen, daß die Gewerkschaften unter einer enormen Erwartungshaltung ihrer (schwindenden) Mitgliederbasis stehen. Verdi-Chef Frank Bsirske goß denn mit Blick auf die am 10. Januar in Potsdam startende Tarifrunde schon ordentlich Öl ins Feuer. Die letzte lineare Einkommenserhöhung im öffentlichen Dienst habe es 2004 gegeben. Danach hätten die Beschäftigten reale Einkommensverluste hinnehmen müssen. Und auch der IG-Metall-Vorsitzende Berthold Huber will in der Tarifrunde 2008 mindestens einen Ausgleich für die Inflation, die im alten Jahr auf 2,2 Prozent anstieg – den höchsten Stand seit 1994. Nach der reinen Lehre hat Bundesbank-Präsident Axel Weber wahrscheinlich recht, wenn er davor warnt, zu hohe Lohnabschlüsse würden die Inflation weiter ankurbeln. Daß ein Müllmann, der ein Einstiegsgehalt von 1600 Euro brutto hat, täglich über 20 Kilometer läuft und dabei schwere Tonnen schleppt, dies auch so sieht, erscheint fraglich. Daher stehen die 80 Prozent der Müllwerker, die bei Ver.di organisiert sind, auch voll hinter der Forderung nach acht Prozent mehr Gehalt im Monat.

Wie weit darf das Recht auf Streik gehen?

In Deutschland gilt die Tarifautonomie. Das bedeutet, daß Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertreter Tarifverträge ohne Einflußnahme durch den Staat verhandeln und abschließen. Ferner gilt in der Bundesrepublik die Koalitionsfreiheit. Das heißt, daß Arbeitnehmer sich in Gewerkschaften und Arbeitgeber sich in Arbeitgeberverbänden zusammenschließen dürfen. Diese Freiheit hat in Deutschland Verfassungsrang. In Artikel 9 des Grundgesetzes heißt es hierzu: „(3) Das Recht, zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen Vereinigungen zu bilden, ist für jedermann und für alle Berufe gewährleistet. Abreden, die dieses Recht einschränken oder zu behindern suchen, sind nichtig, hierauf gerichtete Maßnahmen sind rechtswidrig. Maßnahmen nach den Artikeln 12a, 35

Wichtige Eckpunkte: Verhältnismäßigkeit und Tarifeinheit

Abs. 2 und 3, Artikel 87a Abs. 4 und Artikel 91 dürfen sich nicht gegen Arbeitskämpfe richten, die zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen von Vereinigungen im Sinne des Satzes 1 geführt werden.“

Auch Arbeitskämpfe sind in Deutschland also erlaubt, einschließlich Arbeitskampfmaßnahmen wie beispielsweise Streiks, allerdings reglementiert. Damit die Beteiligung an einem Streik für einen Arbeitnehmer nicht zu einer Kündigung oder Schadenersatzforderungen durch den Arbeitgeber führen kann, müssen Voraussetzungen erfüllt sein. So ist beispielsweise die Teilnahme an einem von einer Gewerkschaft organisierten Streik für höhere Löhne juristisch nur unproblematisch, wenn der zuvor ausgehandelte Tarifvertrag mittlerweile abgelaufen ist. Vorher gilt die sogenannte Friedenspflicht.

Gemäß der bisherigen Rechtsprechung war die Zulässigkeit eines Streiks auch daran gebunden, daß er weder unverhältnismäßig ist noch sich gegen die Tarifeinheit richtet. Neuerdings ist vor dem Hintergrund des aktuellen Arbeitskampfes zwischen der Gewerkschaft Deutscher Lokomotivführer (GDL) und der Deutschen Bahn jedoch umstritten, inwieweit die Ideale Verhältnismäßigkeit und Tarifeinheit angesichts des grundsätzlichen Rechts auf Streik zu relativieren sind. *Manuel Ruoff*

Kirchenfreiheit versus Recht auf Streik

Die Frage, was von beidem im Arbeitskampf schwerer wiegt, ist umstritten

Von Manuel Ruoff

Das kirchliche beziehungsweise religionsgemeinschaftliche Selbstbestimmungsrecht, auch Kirchenfreiheit genannt, ist in der Bundesrepublik Deutschland ein Recht der Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften mit Verfassungsrang. Es resultiert aus dem bürgerlichen Ideal des Laizismus, der Trennung von Kirche und Staat. So geht in Deutschland seine verfassungsrechtliche Geschichte denn auch auf die bürgerliche Revolution von 1848 zurück. In der deutschen Paulskirchenverfassung heißt es in Paragraph 147: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen.“ Während es in der Paulskirchenverfassung also noch einen nachgeschobenen Gesetzesvorbehalt gibt, heißt es in der Verfassung Preußens von 1848/50 im Artikel 12: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, so wie jede andere Religionsgesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds.“

In der Weimarer Republik heißt es bezüglich des kirchlichen Selbstbestimmungsrechtes in Artikel 137: „(1) Es besteht keine Staatskirche. (2) Die Freiheit der Vereinigung zu Religionsgesellschaften wird gewährleistet. Der Zusammenschluß von Religionsgesellschaften innerhalb des Reichsgebiets unterliegt keinen Beschränkungen. (3) Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes … (4) Religionsgesellschaften erwerben die Rechtsfähigkeit nach den allgemeinen Vorschriften des bürgerlichen Rechtes. (5) Die Religionsgesellschaften bleiben Körperschaften des öffentlichen Rechtes, soweit sie solche bisher waren. Anderen Religionsgesellschaften sind auf ihren Antrag gleiche Rechte zu gewähren, wenn sie durch ihre Verfassung und die Zahl ihrer Mitglieder die Gewähr der Dauer bieten. Schließen sich mehrere derartige öffentlich-rechtliche Religionsgesellschaften zu einem Verbande zusammen, so ist auch dieser Verband eine öffentlich-rechtliche Körperschaft … (7) Den Religionsgesellschaften werden die Vereinigungen gleichgestellt, die sich die gemeinschaftliche Pflege einer Weltanschauung zur Aufgabe machen. (8) Soweit die Durchführung dieser Bestimmungen eine weitere Regelung erfordert, liegt diese der Landesgesetzgebung ob.“ Gemäß Artikel 140 des Grundgesetzes gelten diese Weimarer Bestimmungen auch für die Bundesrepublik Deutschland.

Unter Juristen unumstritten ist, daß die Kirchen wie andere Arbeitgeber grundsätzlich das Recht der Wahl haben, ob sie Tarifverträge abschließen oder dieses bleiben lassen. Umstritten ist hingegen, ob die Kirchen wie andere Arbeitgeber bei ihrer Wahl seitens der Arbeitnehmer mit Hilfe von Arbeitskampfmaßnahmen wie Streiks beeinflußt werden dürfen.

Während die arbeitgeberfreundliche Schule auf das kirchliche Selbstbestimmungsrecht verweist, argumentiert die andere, dieses Recht würde relativiert durch die ebenfalls grundgesetzlich geschützte Betätigungsfreiheit der Koalitionen, welche auch Streiks von Kirchenmitarbeitern abdecke.

Neuer Wind bei der FDP

Wolfgang Gerhardt kritisiert Guido Westerwelles »Ein-Mann-Schau«

Von Hans Heckel

Es war ein vordergründiger Triumph für den FDP-Vorsitzenden. Der Beifall, der Guido Westerwelle auf dem Drei-Königs-Treffen der Liberalen in Stuttgart entgegenbrandete, konnte nicht überdecken, daß sich etwas zusammenbraut gegen den Chef-Liberalen.

Erst am Tag nach dem Treffen sickerte durch: An dem Papier, in dem Westerwelle-Vorgänger Wolfgang Gerhardt die Politik seines Nachfolgers kritisierte, hat ein bekannter Unionspolitiker mitgewirkt: CDU/CSU-Ex-Fraktionschef Friedrich Merz.

Da haben sich womöglich zwei gefunden: Gerhardt hatte an die Adresse Westerwelles moniert, die FDP sei unter ihrem derzeitigen Chef zur „Ein-Mann-Schau“ verkümmert. Außer Westerwelle verfüge die Partei kaum über öffentlich bekannte Gesichter. Und ohne die geht es in der Mediendemokratie eben nicht, da helfen auch die besten Inhalte nicht weiter.

Der profilierte Redner Merz wurde von CDU-Chefin Merkel 2002 aus dem Fraktionsvorsitz gedrängt und führt seit dem Beginn ihrer Kanzlerschaft vollends ein Schattendasein auf dem politischen Abstellgleis – mit heute gerade einmal 52 Jahren. Wer den dynamisch auftretenden Juristen im Bundestag erleben durfte, mag sich indes kaum vorstellen, daß ihn der politische Ehrgeiz verlassen hat.

Nur: In der CDU verstellt ihm die fast gleichaltrige Angela Merkel den Weg, hier ist kein Weiterkommen für den energischen Sauerländer. Seine Ankündigung, 2009 nicht mehr auf die CDU-Liste für den Bundestag zu wollen, liegt erst wenige Tage zurück. Vergangene Woche las sie sich noch wie ein Eingeständnis der Resignation. Jetzt, wo bekannt ist, daß Merz und Gerhardt erst kurz vorher ihr gemeinsames Anti-Westerwelle-Papier verfaßt hatten, fällt ein ganz anderes Licht auf Merz' Verzichtserklärung. Nicht mehr kandidieren hieß vielleicht bloß: Nicht mehr für die CDU kandidieren.

Inhaltlich wäre ein Wechsel des versierten Finanzpolitikers zur FDP ohnehin kein großer Sprung. Merz hat sich als überzeugter Marktwirtschaftler einen Namen gemacht. Doch nicht bloß aus diesem Grunde wäre er für die Westerwelle-Kritiker ein Geschenk der Götter: In der Altersgruppe von Merz und Westerwelle verfügt die FDP nur mehr über blasse Funktionäre, deren Namen außerhalb der Partei kaum jemand kennt. Das war einmal gründlich anders: Gerade die Liberalen verfügten einst über ein – gemessen an Wahlergebnissen und Mitgliederzahl – überaus reichhaltiges Angebot an bekannten Persönlichkeiten. Politische Schwergewichte, deren Ansehen weit über das ihrer Partei hinausragte.

Daß die FDP trotz verbreiteten Unbehagens über Steuererhöhungen und den Wettlauf der beiden Großkoalitionäre um immer noch mehr soziale Umverteilung bei den Umfragewerten die zehn Prozent nicht längst deutlich hinter sich gelassen hat, dürften die Leute um Gerhard genau diesem Umstand zurechnen. Die Liberalen sollten in diesen Tagen mehr Anhänger finden denn je, denn selten konnten sich die Freidemokraten so glaubwürdig als letzte Bastion des marktwirtschaftlich orientierten Mittelstandes profilieren wie heute. Doch mangels personeller Präsenz werden sie einfach nicht wahrgenommen.

Genau das brächte Friedrich Merz bei einem Wechsel in die FDP mit: Seine Popularität ist in weiten Teilen der Unionswählerschaft ungebrochen, und in der inhaltlichen Auseinandersetzung glänzte er stets mit Sachkenntnis und rhetorischer Brillanz. Die Liberalen wiederum böten ihm genau das, was ihm in der Union wegen Merkels Allmacht verwehrt ist: ein Podium und die Unterstützung parteiintern einflußreicher Freunde wie Wolfgang Gerhardt.

Parteichef Westerwelle könnte einem Neuzugang Merz kaum mehr ein nur gequältes Willkommen entgegensetzen. Die ihm zur Last gelegte dünne Personaldecke ließe ihm gar keine Wahl, als dem Überläufer den roten Teppich auszurollen.

Stellt sich nur noch die Frage, wie Friedrich Merz seinen Abgang von der CDU publikumswirksam ins Werk setzt. Als „Verräter“ beschimpft zu werden kann einem Politiker sein Leben lang anhängen. Die FDP kann ein Lied davon singen: Obwohl es bekanntermaßen die SPD war, die den damaligen Kanzler Schmidt aus den eigenen Reihen heraus lustvoll demontierte, plagen sich die Liberalen bis heute mit dem Makel des Königsmörders von 1982. Merz muß also aufpassen. Doch da dürfte ihm der bereits angelaufene Dauerwahlkampf der beiden Koalitionsparteien die nötigen Brücken bauen. Schon jetzt ist absehbar, daß sich Schwarz und Rot mit Wahlgeschenken gegenseitig auszustechen versuchen. Meist handelt es sich dabei um Programme, die entweder gegen offiziell verkündete Sparziele verstoßen, den Umverteilungsstaat noch weiter aufblähen und somit dem wirtschaftspolitischen Flügel der Union ohnehin schwer auf den Magen schlagen. Daß einer der ihren da irgendwann die Reißleine zieht und den Laden hinschmeißt, dürften selbst (oder gerade) eingefleischte CDU-Anhänger kaum als Verrat anprangern wollen.

In jedem Falle würde ein Parteiwechsel von Friedrich Merz und mithin seine politische Wiedergeburt die Berliner Bühne um eine interessante Facette bereichern und ein wenig die Langeweile vertreiben, welche von den allzu durchschaubaren Manövern und Phrasen der beiden großen Parteien derzeit ausgeht.



Wolfgang Gerhardt (r.) erhielt prominente Schützenhilfe: Friedrich Merz (noch CDU) will der FDP helfen. Foto: ddp

MELDUNGEN

Neue Mutter-Kind-Statistik

Wiesbaden – In Deutschland haben 86 Prozent der verheirateten Frauen, die zwischen 35 und 49 Jahre alt sind, Kinder. Von den ledigen Frauen dieses Alters haben dagegen nur 33 Prozent Kinder. Das zeigt eine Erhebung des Statistischen Bundesamtes und der Statistischen Ämter der Länder zu Geburten, die 2006 durchgeführt wurde. Betrachtet man verheiratete und unverheiratete Frauen gemeinsam, sind 78 Prozent der 35- bis 49jährigen Mutter. Bei den ledigen Frauen zwischen 35 und 49 Jahren zeigt sich zwischen alten und neuen Ländern (ohne Berlin) ein deutlicher Unterschied. In den alten Bundesländern hatten 24 Prozent, in den neuen Ländern dagegen 66 Prozent der ledigen Frauen Kinder.

Immer noch im Aufschwung

Köln – Die deutsche Wirtschaft hat zwei starke Jahre hinter sich – und darf darauf hoffen, daß der Aufwind weiter trägt. Allerdings wird der Zuwachs des realen Bruttoinlandsprodukts 2008 mit knapp zwei Prozent geringer ausfallen, während die Weltwirtschaft laut dem Institut der deutschen Wirtschaft Köln um nahezu fünf Prozent zulegt. Die einzelnen Regionen wachsen jedoch unterschiedlich: Chinas Wirtschaftsleistung legt rund zehn Prozent zu. Ähnlich souverän könnte auch Indiens Bruttoinlandsprodukt (BIP) steigen. Das wiederum beflügelt die Auftragslage der Unternehmen in den EU-Ländern. Hier bleibt nach wie vor ein Wachstumsgefälle bestehen: Für das reale BIP in Irland, Slowenien und Luxemburg erwarten die Wirtschaftsforscher einen Anstieg von etwa vier Prozent. Dagegen werden Italien und Portugal mit einem realen Wachstum von jeweils 1,7 Prozent die Schlußlichter der EU sein. Nach einem Plus von 1,8 Prozent 2007 wird auch in den USA das reale BIP 2008 gut zwei Prozent zunehmen. *IW*

Ost-Deutsch (48):

Liebe

Von Wolf Oschlies

Mein mazedonisches Lieblingslied handelt von der schönen Elena, die einen Brief an ihren Liebsten in Edrene (Adrianopel) schreibt: Er soll ihr eine Festhaube kaufen, „für 300 Dinar“ – weiland das Jahresgehalt eines osmanischen Offiziers. Interessant ist, daß der Liebste als „libe“ firmiert, wie auch in zahlreichen weiteren Liedern der Mazedonier: „Mila mamo, mojto libe ne mi e doma“ (Liebe Mutter, mein Liebster ist nicht daheim), „Ajde bolno leshit mojte libe“ (O, mein Liebster liegt krank da) etc.: Immer ist „libe“ ein grammatisches Neutrum, bezeichnet in Liedern einen geliebten Mann und stammt von der deutschen „Liebe“ ab.

Das ist in älteren bulgarischen Liedern nicht anders, wie Najden Gerov schon 1899 in seinem klassischen „Wörterbuch der bulgarischen Sprache“ anhand vieler Beispiele nachwies – nur daß die bulgarische „libe“ stets ein weibliches Wesen meint. Bei anderen Slawen taucht das deutsche Wort eher in Zitaten auf, früher von deutschen Kirchenliedern („Ach lieber Herre Jesu Christ“), heute direkter wie bei der russischen Lyrikerin Olga Martynowa: „Ja govorju naspech tschushimi slovami (ich sage eilig in fremden Wörtern) Ich liebe dich“. Doch so fremd ist das Wort nicht, stammt es doch vom indogermanischen „leubh“ ab, was dann auch die sprachlichen Verwandtschaft der deutschen „Liebe“ mit russischer „ljubow“ oder serbokroatischem „poljubiti“ (küssen) erklärt. Slawen meinen, daß deutsche Stadtnamen wie Lübeck, Lübbenau etc. derselben Sprachwurzel entspringen.

Bleiben wir lieber bei der Urbedeutung, wie sie Walther von der Vogelweide vor 800 Jahren so treffend beschrieb: „Im wart von rehter liebe weder wol noch we“ (Er hat von rechter Liebe weder Wohl noch Wehe erfahren). Von dort ist es ein weiter Weg bis zum modernen serbokroatischen Jargonausdruck „gelipter“. Sprachlich ist es ein deutscher „Geliebter“, inhaltlich aber etwas ganz anderes. Eine Ahnung davon vermittelte kürzlich die Zagreber Wochenzeitung „Globus“, als sie beobachtete, wie „lokalni gelipteri jure seoskim sokacima i zajebavaju policiju“ – wie lokale „gelipteri“ Wettrennen in Dorfstraßen abhalten und damit die Polizei zum Narren halten. Dieser „gelipter“ wäre früher ein deutscher „Springinsfeld“ gewesen – plastisch das eine wie das andere.

Linksrum, Marsch!

Die Linke profitiert vom schlechten Image der Volksparteien

Von Mariano Albrecht

Das Jahr 2007 hat die deutsche Parteienlandschaft ordentlich durchgerüttelt. Die Diskussion um Mindestlöhne, Kindererziehung und die Längerzahlung von Arbeitslosengeld I für ältere Arbeitnehmer hat dafür gesorgt, daß klassische linke und konservative Positionen neu definiert wurden.

Das Jahr 2008 wird zum Lackmustest für die Parteien. Am 27. Januar wird in Hessen und Niedersachsen gewählt, Hamburg folgt am 24. Februar, und die Bayern treten im September an die Wahlurnen. Letzte Chance für SPD und Union, ihre Position vor der Bundestagswahl 2009 zu sortieren. Die Oppositionsparteien zerren gierig an jedem verprellten Stammwähler, der sich von den Großen abwendet. Es geht um weit mehr als nur um Landespolitik. Wo steht Deutschland im Wahljahr?

Im Dezember 2006 hätten noch 31 Prozent der Deutschen SPD gewählt, bis zum Dezember 2007 sprangen drei Prozent ab. Laut ARD-Deutschland-Trend würden nun nur 28 Prozent sozialdemokratisch wählen. Die CDU konnte innerhalb des vergangenen Jahres rund fünf Prozentpunkte zulegen und steht nun bei 40 Prozent, das ist kaum ein Grund zum Jubeln, denn: Die bürgerliche und als wirtschaftsnah geltende FDP dümpelt in thematischer Belanglosigkeit bei neun Prozent (-1). Auch die Grünen verloren zwei Prozent und liegen mit der FDP gleich auf. Gewinner sind die Linken von Oskar Lafontaine und Gregor Gysi, die es nach dem Zusammenschluß von WASG und PDS zu Die Linke auf elf Prozent und damit drei Punkte nach oben geschafft haben. In den neuen Bundesländern erreichen die Linken sogar 28 Prozent, im Westen immerhin schon vier Prozent. In den Ländern haben die Koalitionsparteien nichts zu lachen, es geht um die Macht in der Koalition.

Die Linke erreicht bis zu 28 Prozent

Das Institut Advanced Market Research hat im Auftrag des „Spiegel“ herausgefunden, daß zum Beispiel in Hamburg die absolute Mehrheit des CDU-Senats von Ole von Beust auf der Kippe steht. Grüne und FDP verlieren in der Wählergunst und die Linke schnellt von null auf sieben Prozent. Die FDP würde es mit vier Prozent nicht einmal ins Parlament schaffen. Als potentielle Koalitionspartner für Schwarz oder Rot wären die Grünen oder die Linken vorstellbar. Pest oder Cholera?

Eine Zusammenarbeit mit den Linken haben Union und SPD allerdings schon ausgeschlossen. So rückt auch Schwarz-Grün in den Fokus, obwohl die Ökopartei mit vorzeitigem Koalitionsrauschen in Richtung Union ihre klassische Wählerschaft in die Hände der Linken treiben könnte. Obwohl man bei den Grünen eine Zusammenarbeit mit der Linkspartei offiziell abgelehnt hat, flirten viele Altgrüne mit den Linken.

Altgrüne flirten mit der Linkspartei

In Hessen steht Roland Koch (CDU) auf dünnem Eis, auch wenn er bundespolitisch mit seiner Forderung nach verstärktem Kampf gegen Ausländerkriminalität punktet und somit Grenzlinien zu Linken und Grünen setzt, fährt ihm Herausforderin Andrea Ypsilanti mit dem Ruf nach Mindestlöhnen nicht weniger wirksam in die Parade. Mit neun Prozent FDP-Anteil könnte sich die CDU nicht einmal die Liberalen ins Boot holen, da müßten dann die Grünen noch herhalten. Und ob das der FDP paßt, ist fraglich. Den Linken wird aus dem Stand mit sechs Prozent ein Sprung ins Parlament prognostiziert.

Einzig der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff hat keine Sorge mit den Linken, mit prognostizierten vier Prozent dürften die Postkommunisten den Sprung in den Landtag nicht schaffen. Allerdings liegt Wulff mit seinem Ja zum Mindestlohn mit der Bundes-CDU quer, und sein SPD-Herausforderer Wolfgang Jüttner wirft ihm schon das Kopieren sozialdemokratischer Themen vor. Meinungsforscher glauben aber an die Möglichkeit einer Fortsetzung der CDU/FDP-Koalition. Sollte allerdings die FDP, die derzeit bei sieben Prozent liegt, weiter abfallen, blieben nur die Grünen als Koalitionspartner. Dies würde auch für Niedersachsen einen Ruck nach links bedeuten. Ob Wählerwanderung nach links oder die Orientierung an linken Themen durch Union und FDP, Profit aus dem Streit um soziale Themen zieht einzig die Linkspartei.

Der Stimmenverlust bei Grünen und Liberalen spricht mit Blick auf den Zugewinn von drei Prozent bei der Linkspartei eine deutliche Sprache.

MELDUNGEN

Christen besser schützen

Neu Delhi – Nach den blutigen Ausschreitungen an Weihnachten gegen Christen im indischen Bundesstaat Orissa hat Premierminister Manmohan Singh versprochen, die Christen des Landes besser zu schützen. „Die Regierung wird alle notwendigen Schritte unternehmen, um die fundamentalen Rechte und Freiheiten aller Teile unserer Gesellschaft zu wahren und ihre Religionsfreiheit zu sichern." Bei Überfällen extremistischer Hindus waren im Distrikt Kandhamal fünf Menschen getötet, rund 2000 verletzt und 13 Kirchen durch Brandstiftung schwer beschädigt worden. Der Bundesstaat Orissa gilt als Hochburg militanter Hindus. Er gehört zu den fünf indischen Bundesstaaten, die Anti-Bekehrungsgesetze erlassen haben. Sie sollen Übertritte von Hindus zu anderen Religionen einschränken. Von den 1,1 Milliarden Einwohnern Indiens sind 82 Prozent Hindus, zwölf Prozent Muslime und drei Prozent Christen. *idea*

Unterschriften gegen Christen

Algier – Islamische Parlamentarier in Algerien fordern von der Regierung ein härteres Vorgehen gegen christliche Mission. Die Tageszeitung „El Khabar" zitiert den Abgeordneten Mamoun el-Hudeibi mit den Worten: „Wir wollen, daß die Regierung diese Aktivitäten einschränkt, weil die zunehmende Evangelisation in Algerien zu einem großen Problem geworden ist." In dem nordafrikanischen Land, in dem 99 Prozent der 32,4 Millionen Einwohner Muslime sind, ist der Islam Staatsreligion. Die Zahl der Christen wird auf etwa 10000 geschätzt. El-Hudeibi kündigte eine Unterschriftensammlung gegen christliche Mission an, um eine öffentliche Debatte im Parlament zu erreichen. Alle elf Abgeordneten der el-Nadha-Partei unterstützten seinen Antrag. Er sei sicher, daß sich auch andere Politiker für dieses Anliegen stark machen würden. Vor allem in der Kabylei, einer von Berbern bewohnten Bergregion rund 100 Kilometer östlich von Algier, treten immer häufiger Menschen zum christlichen Glauben über. Die Kabylei ist eine der Regionen, in der sich ein Großteil der Bevölkerung gegen den islamischen Fundamentalismus stellt und politische Autonomie fordert. *idea*

Musterknabe und auch Sorgenkind

Das kleine, fragile Slowenien hat die EU-Präsidentschaft übernommen

Von Wolf Oschlies

Kein Silvesterscherz: Ende Juli 2007 ernannte Präsident Bush den gebürtigen Slowaken Vincent Obsitnik zum US-Botschafter in der Slowakei, die er schlicht mit Slowenien verwechselt hatte. Das passierte Westeuropäern nicht mehr, die sich seit dem 1. Januar 2008 in Hymnen ergehen. Slowenien, der „Musterknabe", das „Erfolgsmodell", übernimmt bis 30. Juni die EU-Präsidentschaft, wofür es sich durch eine lupenreine Europa-Karriere qualifizierte: März 1998 Beginn der Beitrittsverhandlungen, 1. Mai 2004 EU-Beitritt, 1. Januar 2007 Euro-Einführung, 21. Dezember 2007 Schengen-Beitritt – alles Leistungen, die der kleinen Alpenrepublik, so groß wie Sachsen-Anhalt und mit zwei Millionen Einwohnern weniger bevölkert als Mecklenburg-Vorpommern, keins der zwölf neuen EU-Mitglieder nachmacht. Unter Sloweniens Führung kann es nur vorwärts und aufwärts gehen, besagt einmütiger EU-Tenor.

In diesem Jubelchor fehlen die Slowenen, die zwar gut leben (2006 Bruttoinlandsprodukt von 15170 Europa pro Kopf und Jahr), aber diese gute Lage gefährdet sehen. In jüngsten Umfragen bekundeten zwei Drittel von ihnen, doppelt so viele wie im Vorjahr, daß „das Leben in Slowenien schlechter als 2006 war", knapp die Hälfte war überzeugt, daß „2008 noch schlechter wird". Dieser Pessimismus wird durch Expertengutachten und Regierungsprogramme gestützt: Slowenien, 13. Mitglied der Euro-Zone, weist mit 5,7 Prozent Teuerung, doppelt so viel wie 2006, deren höchste Inflationsrate auf – was den Maastrichter Inflationskriterien so zuwider läuft, daß es die Euro-Zone wieder verlassen müßte –, durchsteht derzeit eine Teuerungswelle bei Nahrungsmitteln und Energie, die dank steigender Ölpreise 2008 noch wachsen wird, ist zudem mit rückläufigem Wachstum, höherer Verschuldung und abflachender Konkurrenzfähigkeit konfrontiert. Das geschieht in einem Land, das sich im August 2006 ein radikales Reformprogramm verordnete, um die Bürden der Vergangenheit abzuwerfen: zentralistischer Staatsaufbau, bürokratische Verwaltung, überhoher Staatsanteil an der Wirtschaft, unflexibler Arbeitsmarkt, restriktiv regulierte Marktwirtschaft, mangelnde Unternehmerförderung, Druck auf Medien etc.



Übergabe: Der portugiesische Außenminister übergibt die EU-Fahne an seinen slowenischen Kollegen. Foto: Reuters

Unter dem Aspekt dieser „Hausaufgaben" kann Slowenien die jetzige Präsidentschaft nur schaden, denn die wird für sechs Monate alle Energien der Regierung absorbieren. Danach folgt keine Erleichterung, denn im Herbst stehen Parlamentswahlen an, die wohl einen Machtwechsel bringen werden. Seit November 2004 ist die Mitte-Rechts-Koalition aus Demokraten, Christdemokraten und zwei kleineren Parteien an der Macht, denen Demoskopen rapiden Prestigeverlust, partiell auch Scheitern an der Vier-Prozent-Hürde prophezeien. Zugelegt haben Sozialdemokraten, von Null auf elf Prozent katapultierte sich die erst im September gegründete wirtschaftsliberale „Zares" (Wahrhaftigkeit). Kurz: Das Jahr 2008 verspricht, für Sloweniens längerfristige Konzeptionen und Strategien verlorenzugehen, da man mit europäischen Aufgaben allzu beschäftigt ist.

Diese Aufgaben sind zum Verzweifeln schwer, ganz besonders das Vorhaben, die bislang lahme Lissabon-Strategie, die EU bis 2010 zum „wettbewerbsfähigsten und dynamischsten Wirtschaftsraum der Welt" zu machen und sie in eine Innovations- und Wissensgesellschaft zu verwandeln, endlich flott zu machen. Theoretisch könnte Slowenien hier seine eigenen Erfahrungen mit radikalem Systemwandel einbringen: In Ex-Jugoslawien war die kleine Republik Wirtschaftsgigant, der mit 15 Prozent Bevölkerungsanteil knapp 40 Prozent des industriellen Exports schaffte. Aber Jugoslawien zerbrach und Slowenien machte rigorosen Hausputz, nach welchem seine ökonomische Wertschöpfung nur noch zu 32 Prozent von der Industrie, aber zu 60 Prozent von Dienstleistungen erbracht wird (Daten 2006). So ähnlich stellt sich die EU ihre Strategie in der Globalisierung vor, aber daß sie es unter Führung Sloweniens, ihres viertkleinsten Mitglieds, schaffen kann, glauben nicht einmal die Slowenen selber. Ähnlich und schwerer noch steht es um Energie- und Klimafragen, bei denen Slowenien schon mit Blick auf seine vergleichsweise geringen Finanzmittel überfordert erscheint. Es hat ja jetzt schon Schwierigkeiten, die neuen Aufgaben in der EU (und als deren Vertreter in der Uno) auch nur personell abzudecken, hat darum gern Hilfsangebote Frankreichs und anderer Partner angenommen und will die Hunderte Treffen, Beratungen etc., die unverrückbar auf der Agenda stehen, möglichst informell und kostengünstig abwickeln.

In einem Aufgabenbereich kann und sollte Slowenien Erfolg haben, dem neuen EU-Konzept für den West-Balkan. Nationalistisches Denken in den Kategorien von Land und Volk sowie Streben nach ethnischer Superiorität haben den West-Balkan zu einer Zeitbombe gemacht, wie sich vor allem am Kosovo zeigt. Dessen Präsident Fatmir Sejdiu hat Slowenien am 3. Januar aufgefordert, dem Kosovo zu uneingeschränkten Souveränität zu verhelfen. Genau das wird und darf Slowenien nicht tun, da die EU immer noch dem Ahtisaari-Plan einer überwachten Unabhängigkeit des Kosovo anhängt, im Grunde aber keine Realisierungschance für diesen sieht: Rußland wird ihn in den UN blockieren, einige EU-Mitglieder werden ihn ablehnen, Serbien ist dabei, seine Beziehungen zu EU und Nato einzufrieren, wenn diese es zwingen, auf das Kosovo, also auf 15 Prozent des Territoriums, zu verzichten. Unter diesen heterogenen Positionen kann das Balkanland Slowenien viel Ausgleichsarbeit leisten.

Damit kann es sofort bei seinem südlichen Nachbarn beginnen. Zu Jahresbeginn proklamierte Kroatien eine nationale „Zone" in der Adria, die auch Schiffe aus EU-Ländern zu respektieren haben. Damit brach Zagreb ein völlig anders lautendes Versprechen, das es der EU 2004 gab. Aber die rechts-autoritäre Regierung Kroatiens kann nach den jüngsten Wahlen nur im Bündnis mit Nationalisten weiter regieren, und die bestanden auf dieser Ausweitung kroatischer Hoheit in der Adria und gegen die gesamte EU. Vergebens machten Danilo Türk und Janez Jansa, Präsident und Premier Sloweniens, Kroatien darauf aufmerksam, daß es damit seine ohnehin geringen EU-Beitrittschancen weiter mindere. Kroatien revoltiert gegen die EU, deren neuer Präsident Slowenien muß das Problem lösen.

Die Fülle der Aufgaben lassen die inneren Mängel Sloweniens gnädig übersehen: seine Fremdenfeindlichkeit (das Land nimmt so gut wie keine Asylbewerber auf), seinen Nationalismus (unter dem besonders nationale Minderheiten wie die Deutschen zu leiden haben), seine aggressiven Rechtsverstöße (etwa die Vertreibung von 30000 Serben vor 15 Jahren, die bis heute trotz verfassungsgerichtlicher Verurteilung der Republik nicht rückgängig gemacht wurde) und anderes mehr. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, sagte Luther. Luthers bester slawischer Schüler war der Slowene Primos Trubar (1508–1586), dessen Bibelübersetzung die Slowenen erst zu einer Sprach- und Kulturnation machte. Trubar mußte 20 Jahre in Tübingen leben, weil ihm die Heimat versperrt war. 2008 werden die Slowenen seinen 500. Geburtstag feiern, dabei hoffentlich auch Trubars Humanität zu der ihren machen.

Proteste aus dem falschen Grund

Die Aufregung um Gen-Mais lenkt von den wahren Problemen ab – USA aus wirtschaftlichen Gründen Vorreiter

Von R. G. Kerschhofer

Beim Thema Gen-Mais gehen die Wogen hoch. In Deutschland wird gegen die Aufhebung des Aussaatverbots der Sorte „Mon 810" prozessiert. In Österreich steigt der EU-Frust, weil Brüssel die Aufhebung eines Importverbots von Gen-Mais erzwang. Und französische Aktionisten sind im Hungerstreik, um den Anbau von „genmanipuliertem Mais" zu verhindern.

Was aber ist schlecht am Gen-Mais? Auf jeden Fall der Name, denn „Gene", die Träger der Erbinformation, haben alle Organismen. „Gen-Produkte", „genmanipuliert", „genverseucht" oder „genvergiftet" sind irreführende und polemisierende Ausdrücke. Wissenschaftlich korrekt handelt es sich um „gentechnisch veränderte Organismen" (GVO). Und Technik – auch die Gen-Technik (GT) – ist grundsätzlich wertfrei. Sie bringt Vorteile, aber auch Gefahren – vom Hammer, der blaue Daumen macht, bis zum Flugzeug, das abstürzt. Und sie kann mißbraucht werden. Wer Forschung und Technik ablehnt, gerät jedoch auf jeden Fall ins Hintertreffen.

Es empfiehlt sich, ein paar Aspekte der klassischen Landwirtschaft sowie die Unterschiede zwischen „natürlicher" Mutation, Zuchttechnik und GT anzusehen. Die Wandlung des Menschen vom Sammler zum Pflanzer war nichts anderes als der Umstieg auf eine ertragreichere Technik, die zufälligen Pflanzenwuchs durch gezielten ersetzte. Entscheidend dabei war es, einen Teil der Ernte als Saatgut aufzubewahren. Wenn man sein Saatgut aufaß, verhungerte man im Folgejahr. Oder später, in arbeitsteiligen Gesellschaften, mußte man Saatgut ausleihen, was mit Wucher verbunden war und in Abhängigkeit oder gar Leibeigenschaft führte.

Mutationen sind Veränderungen des Erbguts ohne äußere Ursache oder durch kosmische Strahlung oder bestimmte Enzyme. Es gibt ständig unzählige Mutationen, doch die allermeisten fallen der Selektion zum Opfer: Sie werden nur weitergegeben, wenn sie Keimzellen betreffen. Und nur wenn ihr Resultat lebens- und fortpflanzungsfähig ist, geht es an weitere Generationen. Also ein ganz seltener Fall, der aber bei niederen Organismen etwas weniger unwahrscheinlich ist. Siehe die jährlich neuen Grippe-Viren.

Züchtung ist nicht Mutation, sondern Selektion. Man wählt Organismen zur Kreuzung aus in der Hoffnung, daß erwünschte Eigenschaften bei der nächsten Generation verstärkt oder in vorher nicht vorhandener Kombination auftreten. Alle Kulturpflanzen und Haustiere sind das Ergebnis von Züchtungen. Den Erbgesetzen entsprechend können gezüchtete Merkmale allerdings ab der dritten Generation wieder verschwinden – etwa auch bei einem für Schädlingsresistenz oder besonderen Ertrag gezüchteten Saatgut. Doch macht das den Landwirt nicht von Saatgutproduzenten abhängig? Im Prinzip ja, nur wirkt es sich nicht aus, solange man unter Anbietern wählen kann.

GT verändert das Erbgut – nicht wie bei Mutationen zufällig, sondern gezielt. Als Werkzeug zum „Herausschneiden" von Genen und zum Einfügen anderer, auch artfremder Gene dienen ebenfalls Enzyme. Theoretisch nicht völlig auszuschließen ist daher, daß auch zufällige Mutationen einen Organismus hervorbringen, der einem GVO entspricht. Schädliche Nebenwirkungen lassen sich bei GVO nicht ausschließen – doch bei zufälligen Mutationen ebensowenig.

Die eigentliche Gefahr liegt aber anderswo: Die Zahl der Saatgutproduzenten nimmt drastisch ab, weil Konzerne die lokalen Betriebe unter ihre Kontrolle bringen. Die Hälfte allen Saatguts weltweit entfällt auf nur zehn Konzerne, und mehr als ein Viertel allein auf die US-Gruppen Monsanto / Seminis und Dupont / Pioneer! Landwirte werden per Vertrag gezwungen, kein anderes Saatgut zu kaufen und alle Haftungen zu übernehmen. In den USA können Konzerne bereits Landwirte auf Schadenersatz verklagen, wenn patentierte Samen auf deren Felder verweht wurden. Schadenersatz wird aber meist außergerichtlich erpreßt – die Anwaltsspesen kämen den Landwirt noch teurer.

Die GT – zusammen mit dem Trend zu großflächigen Monokulturen und zu „Bio-Treibstoffen" – bietet bisher nie gekannte Möglichkeiten, die weltweite Nahrungsmittelproduktion unter Kontrolle zu kriegen. Monsanto besitzt Patente auf mehr als 90 Prozent aller GVO und kontrolliert einen Großteil des Marktes für Pflanzenschutzmittel. Das Non-Plus-Ultra ist die Entwicklung eines „Terminator-Gens", das die Wiederaussaat sogar biologisch ausschließt. Ehrlich – kann man erwarten, daß sich kleine Landwirtschaftsminister mit einer derart geballten Wirtschaftsmacht anlegen?

Nur ein reinigendes Gewitter?

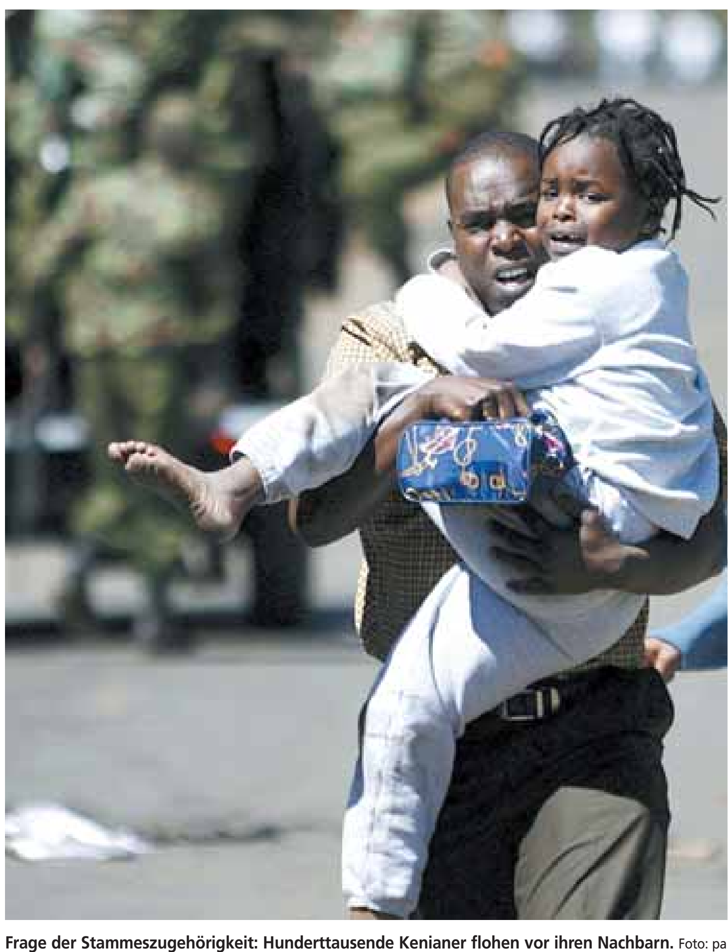
Unruhen in Kenia haben einen vom Wirtschaftswachstum überdeckten Mißstand offengelegt

Von Rebecca Bellano

Es scheint tatsächlich wieder Ruhe einzukehren in Kenia – jedenfalls auf der politischen Ebene. Eine Alternative zur Versöhnung zwischen dem durch sich zum Sieger der Wahl vom 27. Dezember ernannten Präsidenten Mwai Kibaki und dem Oppositionsführer Raila Odinga hat Afrika auch gar nicht, denn sollte Kenia im Chaos enden, versinkt ganz Ostafrika. Der Grund hierfür ist die Tatsache, daß Kenia der wirtschaftliche Motor der Region ist. Über Kenia läuft die Wirtschaft Ostafrikas zusammen, gerät Kenia ins Wanken, stürzt der Rest mit.

Doch was ist eigentlich in dem 35 Millionen Einwohner zählendem Land geschehen, das noch bis vor kurzem als Musterknabe Afrikas galt? Differenzierte Berichte über Afrika sind hierzulande rar gesät. Entweder es wird nur über das Elend von Bürgerkrieg über Hunger bis zu Aids berichtet oder es gibt einseitige Jubelberichte. Nicht nur das deutsche „Manager-Magazin“ lobt noch in seiner aktuellen Ausgabe die wirtschaftlichen Entwicklungen in Kenia, ohne auch nur anzudeuten, daß es in dem Land Spannungen gibt. Deutsche Reiseveranstalter wie Neckermann und Tui priesen selbst noch während der Unruhen, bei denen offiziell um die 300 Menschen ums Leben kamen und 250 000 Kenianer auf der Flucht waren, Reisen in das derzeit bei deutschen Touristen immer beliebter werdende Land an. „Vor Ort ist die Lage in den Feriengebieten absolut ruhig“, teilte die Thomas Cook AG ihren Kunden mit, während in Kenia die Anhänger Kibakis und Odingas um die Macht kämpften. Zwar hatte das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland von „nicht notwendigen Reisen nach Kenia“ abgeraten, aber das Amt warnt ja auch vor Raubüberfällen und rät, „nachts generell, bestimmte Gegenden des Stadtinnern Nairobis möglichst auch bei Tage“ zu meiden. Der kleinere Reiseanbieter Studiosos hingegen sagte alle Kenia-Reisen bis 6. Februar ab. Die Spannungen im Land seien durchaus weiter vorhanden, die Stimmung sei aufgeputscht. Denn auch wenn die politischen Führer auf offizieller Ebene gesprächsbereit sind, so sind ihre Anhänger durchaus noch auf dem Kriegspfad gegen die verfeindeten Stämme.

Verfeindete Stämme? Kibaki ist ein Kikuya, Odinga hingegen ein Luo. Rund 40 Volksgruppen leben auf dem Gebiet Kenias. Die größten drei sind die Kikuyu (21 Prozent), die Luhya (14 Prozent) und die Luo (13 Prozent). Und so vermeldeten die Nachrichten am 7. Januar, daß, während sich die politischen Spitzen auf Verhandlungen einigten, im westlichen Rift Valley, einer Hochburg Odingas, wieder Hunderte Kikuyu flüchteten. Die Menschen wurden von Soldaten begleitet, die Straßen waren mit Leichen und Autowracks übersät. Zeitgleich ertränkten Kikuyu rund 30 flüchtende Luo in einem Grenzfluß zu Uganda.



Frage der Stammeszugehörigkeit: Hunderttausende Kenianer flohen vor ihren Nachbarn. Foto: pa

„Demokratie kann nicht funktionieren, solange es keine gesamtgesellschaftlichen Parteien gibt“, lautet die scharfe Analyse des Afrika-Kenners Rupert Neudeck gegenüber der *PAZ*. Die ethnische und soziale Gemengelage Afrikas sei nie geklärt worden, und in den riesigen Slums der kenianischen Großstädte Nairobi und Mombasa gebe es ein riesiges Potential für Aufwiegelungen. Dies habe Odinga genutzt. Allerdings haben die Menschen vor Ort auch Gründe, gegen die Herrschaft der Kikuyu aufzubegehren. So ist es ein offenes Geheimnis, daß Kibaki „seine“ Leute in die Schlüsselpositionen der Wirtschaft gehoben hat. Kenia gilt inzwischen als das industriell am besten entwickelte Land Ostafrikas. Die Industrie verarbeitet vor allem Agrarprodukte. Der Tourismus ist der zweitgrößte Devisenbringer. Und so profitieren vor allem die Kikuyu von dem Wirtschaftswachstum, das 2007 sieben Prozent ausgemacht hat. Auch Transparency International hat Kibakis Arbeitsweise erkannt und weist Kenia mit Platz 144 bei 159 Ländern als einen der korruptesten Staaten der Welt aus.

Die Unzufriedenheit der meisten Kenianer hat dazu geführt, daß Odingas Partei bei der parallel zur Präsidentenwahl laufenden Parlamentswahl 95 von 122 Mandaten erhielt. Etwa die Hälfte von Kibakis Ministern verlor ihren Sitz im Parlament. Damit ist der selbsternannte Präsident Kibaki gezwungen, mit der Opposition zusammenzuarbeiten. Offenbar ist er dazu bereit.

Und so könnte Kenia tatsächlich zum Musterknaben der Region werden und erstmals das ungeschriebene Gesetz des Kontinents „Ein Stamm hat immer die Macht“ – mit Hilfe der Demokratie – unterlaufen werden.



MELDUNGEN

Jeder dritte ist Analphabet

Tunis – Die arabische Organisation für Bildung, Kultur und Wissenschaft warnt vor den wirtschaftlichen und kulturellen Folgen des Analphabetismus. Derzeit könnten fast 100 Millionen Menschen der 335 Millionen Einwohner in den 21 arabischen Ländern nicht Lesen und Schreiben. Vor allem in dicht bevölkerten Ländern wie Ägypten, dem Sudan, Algerien, Marokko und dem Jemen gehörten Millionen von Männern und Frauen gleichermaßen zu den Analphabeten.

China entdeckt die Umwelt

Peking – Wenn es um Umweltverschmutzung in China geht, kann selbst die staatliche Nachrichtenagentur Xinhua nicht die Augen vor der Realität verschließen. So vermeldet sie, daß 26 Prozent aller Gewässer für die wirtschaftliche Nutzung „völlig unbrauchbar“ seien und 62 Prozent „sich nicht für Fische“ eignen würden. Auch die zunehmenden giftigen Emissionen hätten dafür gesorgt, daß ein Drittel des Bodens vom sauren Regen oder Chemiegiften geschädigt sei. Doch die letzte umfassende Untersuchung stammt von 1997. Ab Mitte Februar sollen nun Hunderttausende Interviewer durch die 2858 Landkreise ziehen und „Schadstoffverursacher“ ausmachen.

Geld statt netter Worte

Sydney – Zwar hat der neue australische Premierminister Kevin Rudd eine Entschuldigung bei den Aborigines angekündigt, doch die Ureinwohner wollen nicht nur nette Worte, sondern einen Entschädigungsfonds. Bis in die 70er Jahre hinein hatten die Behörden die Ureinwohner massiv benachteiligt und bevormundet.

Schnell gelernt

Mit der Wende entdeckten die Rumänen Drogen jeglicher Art

Von Ernst Kulcsar

Als das „goldene Zeitalter“ in Rumänien, die Ceausescu-Ära, im Dezember 1989 im Gewehrfeuer zerbarst, kannten die geplagten Zeitgenossen Rauschgift höchstens aus US-Krimiserien im Fernsehen. Auch war die Bekämpfung von Rauschmitteln so einfach wie wirksam: in den „Praxen“, den Verhörräumen der Miliz, war der Polizeiknüppel das erfolgreichste Allheilmittel gegen Drogenmißbauch, Prostitution und Kleinkriminalität.

Nach der Revolution lernte man schnell: weniger in der Politik als in Sachen Kriminalität. Die Prostitution verlagerte ihr Tätigkeitsfeld ins Ausland, aber die Rauschgiftkriminalität wuchs, blühte und gedieh in heimischen Gefilden.

Ein Bericht der Uno-Rauschgiftbehörde stellte fest, daß 2007 die meistgenutzten Rauschgifte in Rumänien Kokain, Ecxtasy, Heroin und Marihuana seien. 2007 wurden angeblich in Rumänien allein knapp 63 000 Tonnen Kokain verkauft, 21 Tonnen Heroin und 0,8 Tonnen Marihuana. Laut rumänischen Untersuchungen gibt es in der Zwei-Millionenstadt Bukarest rund 25 000 Rauschgiftabhängige. Ähnliche Zahlen werden auch aus anderen rumänischen Großstädten gemeldet. Der Verbrauch von Amphetaminen und Ecxtasy habe sich seit dem Jahr 2000 verzehnfacht. Zwischen zehn und 20 Prozent der rund 22 Millionen Rumänen sollen regelmäßig Rauschgift konsumieren. Diese Zahl erscheint riesig, zumal eine BKA-Statistik vom Jahrtausendbeginn für das gleiche Delikt rund 20 000 Rauschgift-Konsumenten bei 82 Millionen Einwohnern in der Bundesrepublik Deutschland ausweist.

Rauschgift im Magen geschmuggelt

Man fragt sich, wie die Leute das alles bezahlen können. Die rumänische Nationale Anti-Drogen-Agentur (ANA) stellte fest, daß Kokain das teuerste und Heroin das beliebteste Rauschmittel der Rumänen sei. Ein Gramm Kokain soll 150 Euro kosten, Heroin wäre mit 60 Euro je Gramm schon bedeutend preiswerter. Großdealer kassieren Preise zwischen 2500 und 50 000 Euro je Kilogramm. Das steigert die Beschaffungskriminalität. Um so überraschender erscheint dann, daß angeblich 2006 nur 659 Tatverdächtige wegen Rauschgifthandels oder unerlaubten Rauschgiftkonsums verurteilt worden sind.

Über den Rauschgifttransport wird nichts erwähnt. Dabei ist längst bekannt, daß einer der Handelswege aus der Türkei über Bulgarien und Rumänien in den Westen Europas führt. Und kommt der Berg nicht zum Propheten, muß der Prophet eben zum Berg: Rumänen bieten sich im Ausland als Drogen-Kuriere an. So vermutet die spanische Guardia Civil, daß ein Schmugglerring, der die Straße von Gibraltar kontrolliert, sich rumänischer Kurierdienste insbesondere für den Haschisch-Schmuggel bedient. In den letzten drei Monaten, berichten spanische Medien, habe man in den Körpern von 70 Rumänen Haschisch entdeckt. Die spanische Polizei geht davon aus, daß es sich um koordinierte und nicht um Einzelaktionen handelt. Die Rumänen wurden verhaftet, weil sie versuchten, das Rauschgift über die Straße von Gibraltar zu schmuggeln. Jeder einzelne hatte zwischen 700 und 1200 Gramm Haschisch. Unlängst fand man in der Vagina einer Rumänin 770 Gramm Haschisch, die Männer schmuggeln das Rauschgift in Kondomen verpackt im Magen. Sie werden dann durch Abführmittel wiedergewonnen.

Noch immer unermüdlich

Karpatendeutsche in der Slowakei

Von Wolf Oschlies

Aus der Satelliten-Perspektive liegen die Karpaten wie ein seitenverkehrtes S da – beginnend mit den West-Karpaten in der Slowakei, fortgehend über die Beskiden oder Wald-Karpaten in der Ukraine und auslaufend mit den Ost- und Süd-Karpaten in Rumänien. So bilden sie die große Wasserscheide zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Vor über 800 Jahren sind erstmals Deutsche hier langgezogen, um als hospes (Gäste) den altungarischen Herrschern zu helfen, ihre dünn besiedelten und stets bedrohten Bergregionen zu kultivieren.

Zu Ungarn gehörte bis 1918 die Slowakei, wo Deutsche besonders gern Wohnsitz nahmen. Ondrej Pöss, Direktor eines „Museums der Kultur der Karpatendeutschen“ in der Hauptstadt Bratislava, deutsch Pressburg, hat 2005 in einem Büchlein ihre Historie und Gegenwart bündig und eindrucksvoll geschildert: „Wenn im 16. Jahrhundert ein deutscher Handwerksbursche von Pressburg nach Kaschau zu Fuß auf Wanderschaft ging, konnte er auf seinem Weg durch die Slowakei jede Nacht in einer deutschen Siedlung verbringen.“

„Karpatendeutsche“ – der deutsche Historiker und Ethnograph Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930) prägte eingangs des 20. Jahrhunderts diese Benennung für Deutsche in der Slowakei und der Karpato-Ukraine. 1890 zählten sie 228 000 Angehörige, 1930 noch 148 000 – recht gleichmäßig verteilt über die Hauptstadt (48 000), die „Kremnitzer Sprachinsel“ (40 000) und die ostslowakische Zips (36 000), dazu noch 15 000 Deutsche in der Karpato-Ukraine. Heute sind sie so wenige, daß sie bei Volkszählungen kaum erfaßt werden: Wer sich als Deutscher deklarieren will, muß seine Nationalität handschriftlich eintragen – was in den letzten Jahren nur etwa 5600 wagten. Just so viele Mitglieder zählt der „Karpatendeutsche Verein“, der von 12 000, gar 15 000 Deutschen in der Slowakei ausgeht.

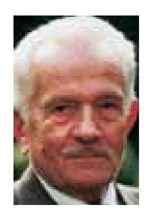
Sie brachten Wohlstand in die Region

Seit einem Jahr prangt an der Außenwand des karpatendeutschen Museums, Zizkova 14, eine Gedenktafel, auf der – nach Jahrzehnten des Verschweigens – die traditionellen Siedlungsgebiete der Deutschen verzeichnet sind. Im Grunde sind sie immer noch präsent, mit verkleinerter Zahl, vergrößertem Engagement und begleitet vom Wohlwollen ihrer slowakischen Nachbarn und Behörden.

Bei ihrer Ankunft brachten die Deutschen neue Techniken mit, die der ganzen Region über Jahrhunderte Wohlstand sicherten – allen voran der Bergbau, dessen Produkte über deutsche Handelshäuser in alle Welt exportiert wurden. Die 1786 in Skléné Teplice (Glashütten) gegründete „Gesellschaft für Bergbaukunde“ zählte Prominente wie Goethe zu ihren Mitgliedern. Ähnlich war es in anderen Bereichen der Technik, was bei Slowaken unvergessen ist.

Außerdem haben die Deutschen in der Slowakei Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen von Weltrang gegründet, wobei an erster Stelle die 1762 in Banska Stiavnica (Schemnitz) gegründete Bergakademie zu nennen ist, die die erste Montanhochschule der Welt war. Heute gibt es kaum noch Bergbau und nur noch wenige Deutsche in der Slowakei, die aber Mut und Stolz nicht verloren haben, vielmehr mit kleinen Unternehmen – mehrsprachige Kindergärten und Schulen, deutsche Begegnungsstätten, Stadtmuseen etc. – an bessere Zeiten anzuknüpfen versuchen.

»Moment mal!«



Weltgeist oder Zeitgeist?

Von Klaus Rainer Röhl



Merkel und Hessens Ministerpräsident Koch: Sie haben ein Thema aufgetan, das die Menschen schon lange bewegt. Foto: ddp

Zufall und Notwendigkeit? Auffällig wiederkehrende Häufungen von Ereignissen zeugen von Änderungen des Weltgeistes, wußte schon Tolstoi in „Krieg und Frieden". So fiel auch Napoleon trotz bester militärischer Ausrüstung und hohen Führungs-Qualitäten, als die Zeit reif und die Empörung der unterdrückten Völker groß genug war. Eine Summe von Zufällen änderte den Weltgeist. Einfacher sagt es eine sehr alte Volksweisheit aus dem ausgehenden Mittelalter: Der Krug geht solange zum Brunnen, bis er bricht. Und ein Tropfen kann das Faß zum Überlaufen bringen. Es gibt keine Brunnen mehr, aus denen wir das Wasser mit Eimern oder Krügen schöpfen müssen, ebenso kein Faß, das überlaufen kann. Aber die Warnung, die in den alten Sprichworten steckt, gibt es noch: Genug ist genug.

Jahrelang haben wir zähneknirschend und ohne Gegenwehr unsere Empörung und unsere Wut unterdrücken und hilflos zusehen müssen, wie die Kriminalität der Kinder und Jugendlichen sich ausbreitete, wie die Sitten und Umgangsformen verrohten, wie die Schulen im Land zu Stätten der Angst wurden, wie jugendliche Schläger unsere Kinder und Enkelkinder auf den Schulhöfen beklauten, ausraubten, erpreßten, zusammenschlugen, bespuckten und bedrohten, die Mädchen auf primitive – oder auch diffizile Weise – mißhandelten und beschimpften. Die Medien und die Fernsehfilme, die über dieses Thema berichteten, übernahmen sogar die verniedlichenden Ausdrücke aus dem Unterschichten-Milieu für solche Übergriffe: Den brutalen, offen ausgeführten Raub eines Kleidungsstücks, eines Handys, eines Paars Turnschuhe, die tägliche Erpressung von Geld versahen unsere Medienmacher bereits mit dem bei den Tätern üblichen Wort „abziehen", manchmal auch „abzocken". Das seltsame Verhältnis zum Eigentum, die verächtliche, gewalttätige Behandlung der Mitschülerinnen durch jugendliche Rowdies mit „Migrationshintergrund" mochten Journalisten, Schulpsychologen und Gutmenschen im Elternrat als Ausdruck einer fremden Mentalität, fremder Sitten verstehen. Manche sprachen in vollem Ernst sogar von anderen „Kulturen"! Bloß nicht mit Gewalt oder Verboten darauf reagieren. Bessere Schulen, mehr Geld für Integration, keine Vorurteile gegen klauende Zigeuner-Kinder oder türkische und arabische Schläger und Klappmesser in der Schultasche.

Jahrelang durften unsere Polizisten und Staatsanwälte nicht einmal bei auffälligsten Delikten und schweren Körperverletzungen bis zum Mordversuch die Herkunft oder gar die Hautfarbe der jugendlichen Kriminellen der Presse und Öffentlichkeit mitteilen. Stammtischmentalität wurde den Kritikern vorgeworfen. Noch beim Überfall von drei brutalen Schlägern auf eine Kölner Familie im September vorigen Jahres, bei dem der Familienvater vor den Augen seiner Kinder krankenhausreif geprügelt und getreten wurde, wurde schamhaft gerade noch der Vorname des Schlägers genannt: Ali. Oder Mehmet. Dreimal darfst du raten, aus welchem M-Hintergrund der kam. Wenn das aus dem Hinterhalt überfallene und verletzte Mädchen einen Täter nicht genau identifizieren konnte und nur von einem „dunkelhaarigen, brünetten südlichen Typ" sprach, war das schon Ausländerfeindlichkeit. Der berüchtigte jugendliche Schläger Mehmet aus München wurde vor ein paar Jahren nach mehr als 40 Straftaten doch aus Bayern ausgewiesen – gegen den jahrelangen entschiedenen Protest der Gutmenschen: Der Junge ist doch in Deutschland aufgewachsen! Wo soll er hin? Hier hat er seine Eltern, seine Freunde und seine vertraute Umgebung. In der Türkei kann er sich nicht zurechtfinden. Dort geht er vor die Hunde. Keine Angst. Die Sorge war verfrüht: Mehmet kam in der Türkei ganz gut zurecht, wurde sogar beim Fernsehen angestellt, klaute dort weiter und kam nach Deutschland zurück, wo er wieder straffällig wurde. Vor Haftantritt floh er in die Türkei. Jetzt darf er Deutschland nicht mehr betreten. Aus einem Mehmet, der damals noch als Ausnahme die ganze Aufmerksamkeit der Medien auf sich zog, sind inzwischen Tausende von Mehmets und Alis geworden. Serkan A., der einen 76jährigen Pensionär aus einem sonst nur den Rechten zugeschriebenen, ausgesprochen volksverhetzenden Motiv („Scheißdeutscher!") fast totschlug und nun wegen Mordversuch angeklagt werden soll, war nur einer von Tausenden. Aber er war einer zuviel. Tausendmal passiert. Tausendmal hat sich nichts gerührt. Und auf einmal macht es – bang! Das Thema Ausländer-Kriminalität darf plötzlich offen diskutiert werden. „Bild" schießt aus allen Rohren. Höhepunkt der letzten Woche war „Deutschlands mutigster Oberstaatsanwalt". Oberstaatsanwalt Robert Reusch schrieb offen über seine tägliche Arbeit. Zwar war es der Berliner „Tagesspiegel", der den Vortrag des Chefermittlers gegen Intensivtäter bei der CSU-nahen Hanns-Seidel-Stiftung veröffentlichte, aber „Bild" brachte es als Aufmacher. Für über 14 Millionen Leser bei einer verkauften Auflage von über vier Millionen. Und die konnten nun lesen, daß es allein in Berlin im letzten Herbst 1363 (!) jugendliche Schwerstkriminelle gab, davon 495 Intensivtäter mit mindestens zehn schweren Straftaten. Ein Viertel sind Jugendliche, 40 Prozent Heranwachsende. 80 Prozent der Täter sind Ausländer oder haben mindestens ein ausländisches Elternteil.

„Sie wissen zwar, daß ihr Handeln grundsätzlich verboten ist, dies schert sie jedoch wenig", schreibt der Oberstaatsanwalt. „Sie haben eine Selbstbedienungsmentalität entwickelt, die darauf abzielt, sich zu nehmen, was immer sie wollen und wann und so oft sie es wollen." Jeder nach seinen Bedürfnissen. Welcher gute Linke denkt da nicht mit Rührung an Opa Marx, der genau das für den erstrebten Zustand des Endkommunismus voraussagte: „Jeder nach seinen Bedürfnissen!"

Weiter im Bericht: „Mädchen und junge Frauen, die diesen Tätern im wahrsten Sinne des Wortes in die Hände fallen, müssen immer auch damit rechnen, Opfer sexueller Übergriffe zu werden, meist einhergehend mit wüsten Beschimpfungen wie ‚deutsche Schlampe, deutsche Hure' etc. Generell ist zu konstatieren, daß in jüngerer Zeit ausgesprochen deutschfeindliche – wie übrigens auch antijüdische Übergriffe zunehmen"

Auch der Chef der Gewerkschaft der Polizei, Konrad Freiberg, redet Klartext: „Wir weisen seit Jahren auf die steigende Gewaltkriminalität bei ausländischen Jugendlichen hin und solchen, die in Deutschland geboren sind und einen ausländischen Paß haben." Alle Zitate stammen aus der letzten Woche. Haben die Deutschen ihre Redefreiheit wiedererlangt?

Warum dürfen wir plötzlich darüber diskutieren, daß, „43 Prozent aller Gewaltdelikte in Deutschland von Personen unter 21 Jahren begangen werden und davon fast die Hälfte von ausländischen Jugendlichen?" (Angela Merkel in „Bild am Sonntag" vom 6. Januar 2008) War das nicht vorgestern verschrien und verpönt als nicht politisch korrekt, als Stammtisch? Woher also die neue Presse- und Redefreiheit? Die Antwort steht nicht bei Hegel. Sie steht bei Emnid und Allensbach. In Deutschland sind in diesem Monat die ersten Landtagswahlen dieses Jahres. In Hessen. CDU-Ministerpräsident Koch, nicht mehr ganz sicher, wieder die absolute Mehrheit zu erreichen, mit der die CDU dort bislang regiert, suchte nach einem wirklichen Reizthema für den Wahlkampf. Vielleicht, ja sogar ziemlich sicher entsann er sich des Umstands, daß er vor vier Jahren den Wahlkampf mit einem erkennbar deutschfreundlichen Thema, nämlich mit der strikten Ablehnung der doppelten Staatsbürgerschaft gewonnen hatte, und zwar haushoch. Stammtisch oder Wahrnehmung deutscher Interessen?

„Wir hatten schon Sorge, bei dem Thema nicht genügend mobilisieren zu können", sagte Koch am letzten Sonnabend auf einer CDU-Veranstaltung in Wiesbaden. Jetzt, dank Serkan und seinem offen rausgelassenen Deutschenhaß als Motiv, ist die Sorge weg, das Thema da. Konsequente Bekämpfung der jugendlichen kriminellen Ausländer, bis zur möglichen Ausweisung. Bekanntlich kann auch eine schon erlangte deutsche Staatsbürgerschaft wieder aberkannt werden – wenn beispielsweise die Einbürgerung mit illegalen Mitteln (Scheinehe) erreicht wurde, aber auch noch aus anderen, schwerwiegenden Gründen. Härten wird es immer geben, siehe das über Mehmet Gesagte. Dem deutschen „Stammtisch" (der Mehrheitsmeinung) steht ein durchaus von sich überzeugter grüner und linker Gutmenschen-Stammtisch gegenüber, der sich beispielsweise auf den Leserbriefseiten und im redaktionellen Teil der linken „Tageszeitung" („taz") täglich artikuliert. Die armen Täter (unglückliche Jugend, Fremde im eigenen Land, Vater hat den Sohn verprügelt)! Die armen Opfer (tot, lebensgefährlich verletzt, womöglich für das ganze Leben) fragen wir! Populismus? Wer wird sich am Ende durchsetzen? Der die Wahlen gewinnt und damit die Gesetze erläßt. Das Ergebnis zählt. So ist Roland Kochs Wille zur Mehrheit unsere Chance.

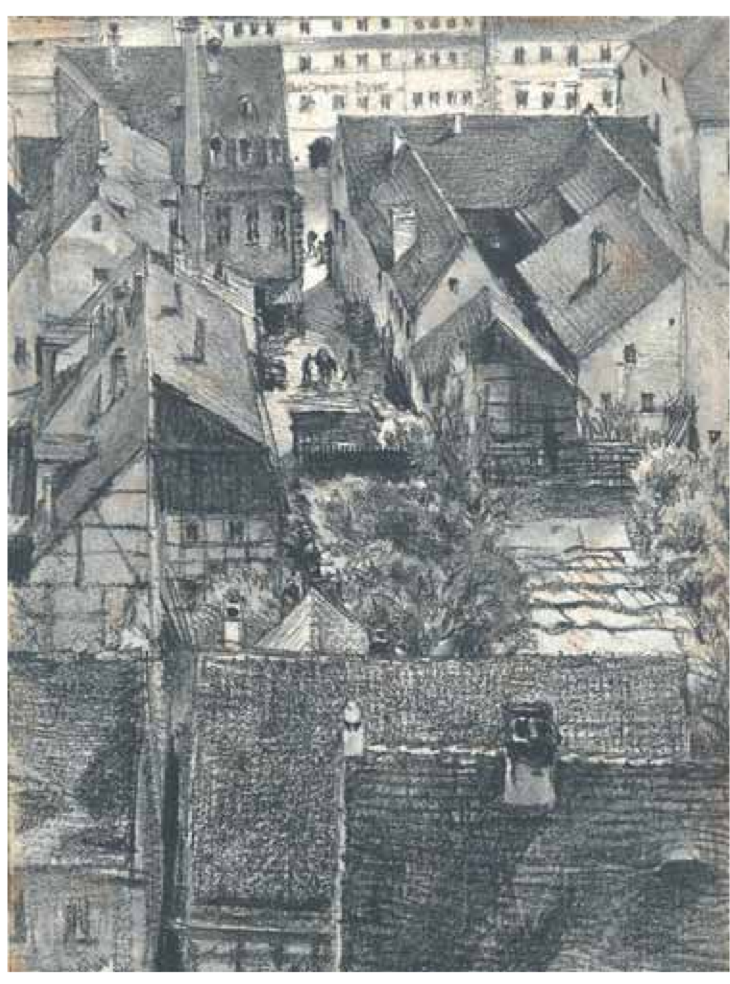
»Die Zeichnung ist die Seele der Kunst«

Das Kölner Wallraf-Richartz-Museum zeigt Zeichnungen von Runge bis Liebermann

Von SILKE OSMAN

Zeichnen heißt weglassen", hat Max Liebermann einmal gesagt. „Diese zugespitzte Sentenz von einem Meister der Zeichenkunst umfaßt beides, die Abstraktion der Kunstform und ihre Konzentration auf den vitalen Kern", erläutert Uwe Westfehling, Leiter der Graphischen Sammlung des Wallraf-Richartz-Museums & Fondation Corboud in Köln, wo noch bis zum Ende des Monats eine Ausstellung unter dem Titel „Die Idee und das Leben – Von Runge bis Liebermann" gezeigt wird. „Damit gehört die Zeichnung sowohl zur Sphäre des Geistigen als auch zur Welt lebendiger Sinnes-Wahrnehmung: Idee und Leben. Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts führt uns diese faszinierende Spannweite des Mediums vor Augen: Runge und Friedrich, Schnorr von Carolsfeld und Spitzweg, Menzel, Leibl, Liebermann, Corinth ... Klassizismus, Romantik, Realismus, deutscher Impressionismus: Für alle diese neuen Wege der Kunst war das Zeichnen von entscheidender Bedeutung. So führen uns Bleistift, Feder und Tuschpinsel zum Wesentlichen einer vielschichtigen und spannungsreichen Epoche, denn die Zeichnung ist die Seele der Kunst."

Rund 150 Blätter aus den eigenen Beständen des Museums ermöglichen einen umfassenden Einblick in eine der intensivsten Zeitspannen der deutschen Kunstgeschichte. Studien, Skizzen und Entwürfe herausragender Künstlerpersönlichkeiten lassen auch deren Arbeitsweise erkennen. Und der Besucher wird gern dem Gang durch die deutsche Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts folgen, auf dem einzelne Künstlerpersönlichkeiten besonders gewürdigt werden. Etwa Adolph Menzel. Nichts war vor seinem Zeichenstift, vor seinem Pinsel sicher. In seinem Mantel befanden sich mehrere Taschen für die verschiedenen Skizzenblöcke sowie die weichen und harten Stifte. Den Augenblick wollte der Maler aus Breslau festhalten, die kleine Geste, die kleine, zunächst unscheinbare Szene.



Adolph Menzel: Blick über die Dächer von Schandau (Bleistift, 1886, Ausschnitt) Foto: Museum

Entstanden sind Meisterwerke, die ihresgleichen suchen. Fachleute nennen Adolph Menzel auch einen genauen Beobachter der Gegenwart und einen Chronisten der Vergangenheit. „Was sich ihm entgegenstellte, hat er durch seine im Dienst eines unermeßlichen Arbeitsvermögens stehende Riesenkraft unterworfen", befand Alfred Lichtwark, einst Direktor der Hamburger Kunsthalle.

In der Kölner Ausstellung ist eine Bleistiftzeichnung aus dem Jahr 1886 zu sehen mit dem Titel „Blick über die Dächer von Schandau". Diese Sicht aus dem Fenster offenbart einmal mehr den geschärften Blick des Meisters für Struktur und Proportion.

Menzels Zeichnungen waren nicht zum Verkauf bestimmt. Geradezu empört klingen die Zeilen, die er 1892 an einen namentlich nicht bekannten Empfänger richtete: „Falls ich mit dem Herrn über die betreffenden Zeichnungen eins würde – das heißt er wählte, was ich allenfalls weggeben würde. Zeichnungen nämlich behufs Verkaufens mache ich gar nicht; in der Regel nur als Naturstudien gleich zu bestimmtem Bilde oder als Gelegenheitssache für eventuell. Da müßte es nun also gerade treffen, daß was ihm etwa zusagte etwas wäre, das ich schon benutzt, oder wovon ich wirklich auch für die Zukunft keine Verwendung absähe. Kommt aber selten vor."

Gut acht Jahrzehnte zuvor hatte Philipp Otto Runge mit „Der große Morgen" sein reifstes Werk, allerdings unvollendet hinterlassen. Ursprünglich sollte das Gemälde zerstört werden, da Runge meinte, manches „Unrichtige" darin würde „Irrtum" über seine künstlerischen Absichten verbreiten. Das Motiv des Gemäldes, das sich in der Hamburger Kunsthalle befindet, hat der Pommer für sich in vielen einzelnen Zeichnungen erarbeitet. „Die Genien auf der Lichtlilie", die den oberen Teil des Bild zieren, sind in Köln zu sehen, eine Zeichnung aus Bleistift, schwarzer, roter und weißer Kreide auf bräunlichem Papier, geschaffen 1809.

„Zeichnung ist für Runge nicht nur, was man unter Handzeichnung versteht", erläutert Hanna Hohl in einer Publikation der Hamburger Kunsthalle, „sondern die der Malerei innewohnende Zeichnung, ja er sieht in der älteren Kunst die Vollendung der Linie als die Vollendung der Malerei an. So nennt er es in einem Aufsatz von 1807 den ‚Ruin' der neueren Zeit, der ‚da anfängt, wo die Vollendung der Linie überschritten wurde, oder wo man anfing, in der Vollendung der Farbe etwas Größeres und Bedeutenderes zu suchen'. Die Farbe verhalte sich zur Form wie der Ton zum Wort. Das heißt, Farbe wäre leer ohne die Idee, Malerei unbestimmt ohne das ‚Charakteristische der Zeichen'." In dem Bildmotiv „Die Genien auf der Lichtlilie" schweben Putten zum Licht empor und verkörpern die „Grundidee menschlicher Hoffnung – Hoffnung auf eine zukünftige bessere Welt".

Die Ausstellung „Die Idee und das Leben" im Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud, Obenmarspforten (am Kölner Rathaus), ist dienstags bis freitags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 22 Uhr, am Wochenende von 11 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 8 / 5 Euro, bis 27. Januar.

Visionen wurden schließlich Realität

In Rheinsberg gibt es jetzt die Siegfried-Matthus-Arena

Von UTE SCHINDLER

Dem Komponisten Siegfried Matthus wurde eine große Ehre zuteil. In Würdigung seiner Verdienste um die märkische Stadt Rheinsberg, einstiger Musenhof der Preußenprinzen Friedrich (später Friedrich II.) und Heinrich, erhielt eine große Veranstaltungsarena im neu entstandenen Hafendorf Rheinsberg seinen Namen. Brandenburgs Ministerpräsident Matthias Platzeck war zur Eröffnung gekommen. „Rheinsberg ist dank seiner Kammeroper weit über die Grenzen Brandenburgs hinaus ein Inbegriff für Niveau und Qualität in Sachen Oper und Klassik und ein Anziehungspunkt für Kulturbegeisterte", lobte er. Siegfried Matthus habe als künstlerischer Leiter der Kammeroper mit dem alljährlichen Festival für Nachwuchssänger etwas Einmaliges geschaffen. Rheinsberg sei durch dieses Engagement zur Festivalstadt und zum Gastgeber für die Weltelite einer jungen Sängergeneration geworden. Dieser Glanz strahle über die Stadt und die Region hinaus. Das zeige sich nicht zuletzt an der steigenden touristischen Bedeutung Rheinsbergs als Kulturhauptstadt im Norden Brandenburgs.

Für Siegfried Matthus war dies ein lang ersehnter Tag, der ihn sehr glücklich machte. Die Kammeroper kann künftig während der Festivalzeit bei unsicherer Witterung ihre Open-Air-Aufführungen vom Schloßhof oder Heckentheater in die Arena verlegen. Denn seit der Festivalgründung 1990 gab es bei den Open-Air-Aufführungen ein Problem: Wohin, wenn es regnet? Ein Provisorium wechselte das andere ab. Das ist nun vorbei. Die Kammeroper hat neben dem Schloßhof, dem Hecken- und dem Schloßtheater nun eine weitere Spielstätte. Sie faßt 1000 Besucher. Auch der Architekt der Hafendorfanlage und der Arena, Herbert Harm, sprach vom schönsten Tag in seinem 40jährigen Berufsleben, fand doch die 17jährige Arbeit an diesem Projekt nun ihre Vollendung. Harm, auf den die Idee der Namensverleihung zurückgeht, betonte, daß es für ihn wichtig sei, Siegfried Matthus zu Lebzeiten zu danken und zu ehren für das, was er für Rheinsberg geschaffen hat.



Geehrt: Siegfried Matthus vor seiner Büste in der nach ihm benannten Arena Foto: Mundt

Komponist und Architekt haben vieles gemeinsam, und sie sind Visionäre. Siegfried Matthus reist seit den frühen 70er Jahren zu den Aufführungen seiner Musik durch ganz Europa, nach Amerika, nach Japan. Aber all die Jahre macht der ganzen Welt ein Ort Konkurrenz: Rheinsberg. Durch den Krieg waren der ostpreußische Junge und seine Familie ins märkische Land gekommen. In Rheinsberg besuchte Siegfried Matthus die Oberschule, leitete den Schulchor und hier beschloß er auch, Komponist zu werden. Er studierte in Berlin und warb überall und immer für seine Vision, die einstige Prinzen-Residenz in einen modernen Musenhof zu verwandeln. 1990 war die Zeit reif dafür. Siegfried Matthus gründete die Kammeroper Schloß Rheinsberg, führte das Festival zu internationalem Renommee und leitet es bis heute.

> Matthus führte das Festival zu großem Erfolg

Der Architekt Herbert Harm ist Operfan. Er baute am Rheinsberger See eine Ferienanlage, das Hafendorf. Zusammen entwickelten sie nun die Idee: Das Hafendorf könne doch mit einer Hotelanlage und einer Theater-Arena ergänzt werden. Der Markenname „Kammeroper Schloß Rheinsberg" war dabei das berühmte Pfund, mit dem es zu wuchern galt. Herbert Harm tat es, führte unzählige Gespräche mit Investoren, Banken, dem Land, den kreislichen Behörden, bis das Projekt langsam Form annahm.

„Es war ein langer Atem notwendig, und manchem ist sicher auch der Glaube verlorengegangen, daß meine Pläne noch Wirklichkeit werden", sagt Herbert Harm heute. Und das Ereignis wurde mit einem Festkonzert und 800 Gästen gefeiert. Prominente aus Politik und Kunst waren gekommen und sogar Freunde von Siegfried Matthus aus Kindertagen in Ostpreußen, wie Christel Glindemann und Marianne Busch.

Beim Konzert begeisterten junge Sänger der Kammeroper – Dorothea Kaeppel, Ji Young Michel, Marco Jentzsch und Sung Kon Kim sowie die Brandenburger Symphoniker unter Leitung von Generalmusikdirektor Michael Helmrath. Es erklangen Bravourarien aus Opern unter anderem von Rossini – phantastisch Ji Young Michel als Cenerentola. Marco Jentzsch brillierte in der Arie des Faust (Gounod) mit makellosen, klangschönen hohen c.

Dem Anlaß gemäß stand auch Musik von Siegfried Matthus auf dem Programm – unter anderem aus seiner Oper „Judith". Sung Kon Kim beeindruckte dabei mit der dramatischen Arie des Holofernes.

Der orgiastische Tanz des Dionysos aus Matthus' „Ariadne" ließ die Arena zum Schluß quasi erbeben. Effektvoll der Einsatz des Schlagwerks, dessen Glockenschläge dann das Konzert beendeten. Die Siegfried-Matthus-Arena wird fortan das Kulturangebot Rheinsbergs bereichern.

»Ich helfe, wo ich kann«

Der vor 150 Jahren geborene Heinrich Zille zeigte wie kein zweiter das Leben der kleinen Leute in Berlin

Von SILKE OSMAN

Der Maler Max Liebermann, der als erster die künstlerische Originalität Heinrich Zilles erkannte, fragte diesen einmal: „Verkaufen Sie? Sie müssen doch mächtig Geld machen!“ – „Nicht wie Sie bei den Reichen“, antwortete Zille. „Ich verkaufe bloß an kleine Leute. Die können nicht Tausende zahlen.“ Liebermann: „Zille, det is schön von Ihnen!“

Zille schwieg darauf eine Weile und sagte dann: „Ach, Herr Professor, die Leinwand und die Ölfarbe achte ich viel zu hoch. Es malen schon zu viele Leute in Öl. Ich kritzele lieber auf Papier.“ Liebermann: „Na, denn kleben Sie doch Ihre Zeichnungen auf Pappe und schmieren Lack darüber. Dann kriegen Sie mehr Geld dafür.“ – „Ich bleib aber lieber bei meinem Kritzeln“, schloß Zille das Gespräch.

> »Ich bleib lieber bei meinem Kritzeln«

Eine Anekdote, die viel offenbart vom Wesen des Mannes, dessen Name so eng mit Berlin verbunden ist, daß man sich die typische „Berliner Göre“ nur noch so vorstellen kann, wie er sie auf Papier gekritzelt hat. Heinrich Zille stand auf der Seite der „kleinen Leute“, kannte das „Milljöh“ von Kindheit an. Und auch wenn aus dem „Milljöh“ längst das Milieu geworden ist, wenn die Berliner Gören nicht immer nur noch blauäugig und blond sind, so sind vor dem Hintergrund der brennenden sozialen Fragen der Gegenwart seine Arbeiten durchaus noch aktuell.

Parteipolitisch ließ Heinrich Zille sich nicht in eine Ecke drängen und betonte mehrmals: „Ich will der Politik nicht angehören. Ich helfe, wo ich kann, der Armut vor allem.“ Und: „Eigentlich stehe ich abseits – ich gebe Hungernden, Darbenden, die ich kenne. Ich habe mit meinen Sprüchen und Bildern vielleicht etwas getan, vielleicht. Aber wenn ich helfen kann, tue ich es am liebsten in den hungernden Mund – gleich ...“ Man fühlt sich an den Ausspruch von Käthe Kollwitz erinnert: „Ich will wirken in dieser Zeit ...“

Die Königsbergerin erkannte, daß es weitaus mehr als „Kritzeleien auf Papier“ waren, die Heinrich Zille zustande brachte. Auf der Feier zu seinem 70. Geburtstag äußerte sie in einem Gespräch, es gebe „mehr als einen Zille“. Einmal den typischen Witzblattzeichner, zum anderen den Tendenzzeichner. „Dann gibt es aber noch den dritten Zille. Und dieser ist mir der liebste: Der ist weder Humorist für Witzblätter noch Satiriker. Er ist restlos Künstler. Ein paar Linien, ein paar Striche, ein wenig Farbe mitunter – es sind Meisterwerke.“

Dabei hatte Heinrich Zille erst relativ spät mit seinem künstlerischen Wirken Aufmerksamkeit erregen, schließlich war er bereits über 40 Jahre alt, als seine Arbeiten zum ersten Mal in der Berliner Sezession ausgestellt wurden. Daß er 1924 auf Vorschlag von Max Liebermann in die Preußische Akademie der Künste berufen und gleichzeitig zum Professor ernannt werden würde, hatte man ihm ganz gewiß nicht an der Wiege gesungen. Der am 10. Januar 1858 als Sohn eines Uhrmachers in Radeburg bei Dresden Geborene siedelte mit seiner Familie 1867 nach Berlin über. Die Zilles lebten in der Nähe des Schlesischen Bahnhofs in einer „einfenstrigen Stube und Küche, deren erste Einrichtung aus einem mit Bandeisen beschlagenen Koffer, der als Tisch diente, einem eisernen Ofen, einem Schemel und wenigen Tassen ohne Henkel bestand“, weiß sein Urenkel Hein-Jörg Preetz-Zille zu berichten. Als der Vater arbeitslos wurde, hielt man sich mit Heimarbeit über Wasser und fertigte Tintenwischer oder Nadelkissen an. „Heinrich Zille vertrieb diese Kleinigkeiten an die Posamentengeschäfte und Schreibwarenhandlungen. Auch handelte er mit Kommißbrot aus der Alexander-Kaserne, war Laufbursche in einem Tingeltangel, führte Fremde durch die Berliner Sehenswürdigkeiten und verkaufte Programmzettel vor dem Wallner-Theater hinter dem Alexanderplatz.“



Kindermund tut's kund: „Vater wird sich frei'n, wenn er aus't Zuchthaus kommt, det wir schon so ville sind.“ Foto: Heinrich-Zille-Museum

Schon früh regte sich Zilles Drang zu zeichnen. Neben der Schule nahm er Privatunterricht bei dem Zeichenlehrer Spanner, und neben der Ausbildung als Lithograph, die er gegen den Willen seiner Eltern aufgenommen hatte, ließ er sich als Abendschüler an der Königlichen Kunstschule von Theodor Hosemann unterweisen. Hosemann, der Meister Altberliner Malerei, war es auch, der Zille „auf die richtige Schiene schob“. Er gab seinem Schüler den Rat: „Gehen Sie lieber auf die Straße hinaus, ins Freie, beobachten Sie selber, das ist besser als nachmachen.“ Und Zille ging ...

Für den Lebensunterhalt arbeitete Zille schließlich bei der Photographischen Gesellschaft und war bald firm in allen grafischen Techniken. Als er 1907 nach 30 Jahren entlassen wurde, ließ er sich als freischaffender Künstler nieder.

> »Beobachten Sie selber, das ist besser als nachmachen«

Seine Zeichnungen wurden im „Simplicissimus“, in der Zeitschrift „Jugend“ und in den „Lustigen Blättern“ veröffentlicht, auch erschienen Bücher mit Zilles „Kritzeleien“. Zille wurde populär. Doch als er am 9. August 1929 starb, erhielt er zwar ein Ehrengrab auf dem Stahnsdorfer Friedhof, eine dauerhafte Gedenkstätte war er der Stadt nicht wert. Kurt Tucholsky klagte: „Ist es zu glauben, daß die Stadt für diesen Mann, der die reinste Inkarnation Berlins verkörpert, nichts, aber auch nicht das leiseste tut?“ Erst 2002 wurde durch die 1999 vom Urenkel Hein-Jörg Preetz-Zille gegründete Heinrich-Zille-Gesellschaft e. V. für den Zeichner, Graphiker und Fotografen in Berlin-Mitte ein Museum errichtet (Propststraße 11; montags bis sonntags 11 bis 18 Uhr, Eintritt 4 / 3 Euro).

Immer wieder gibt es jetzt auch Bücher mit Zeichnungen Zilles. In einer Neuauflage ist im Eulenspiegel Verlag, Berlin, der Band „Pinselheinrich malt Dir“ (Hrsg. Matthias Flügge, 160 Seiten, geb. mit farbigen Schutzumschlag, 9,90 Euro) erschienen. Dies und nicht zuletzt auch die beiden Ausstellungen in Berlin zum 150. Geburtstag des Künstlers werden dazu beitragen, Zilles Werk, das „zu den bekanntesten Unbekannten der jüngeren Kunstgeschichte“ (Matthias Flügge) zählt, wieder mehr in den Blickpunkt zu rücken.

Die Akademie der Künste würdigt Heinrich Zille

Anläßlich des 150. Geburtstages des Berliner Zeichners, Grafikers und Fotografen Heinrich Zille zeigt die Akademie der Künste in Zusammenarbeit mit der Stiftung Stadtmuseum Berlin die Ausstellung „Kinder der Straße“. Der Titel ist Zilles erster Buchveröffentlichung entliehen, die 1908 erschien. Er ist nicht motivisch, sondern als Metapher zu verstehen für die Heimatlosen und Ausgegrenzten im Berlin um 1900, einer rasant wachsenden Stadt mit enormen sozialen Verwerfungen.

Die Ausstellung bringt erstmals das zeichnerische und grafische mit dem fotografischen Werk in einen Zusammenhang. Am Pariser Platz sind die Fotografien – vor allem in Abzügen des Künstlers Thomas Struth – und bis 1914 entstandene Blätter zu sehen.

Im Ephraim-Palais werden ausgewählte Beispiele des Werks der späteren Jahre gezeigt.

„Kinder der Straße“ legt den sozialen Kern von Zilles Arbeit frei, ohne seine humoristische Seite außer Acht zu lassen. Gerade vor dem Hintergrund der sozialen Fragen der Gegenwart erhalten Zilles Werk und das Engagement des Akademie-Mitglieds für Arme, Obdachlose und Kinder ihre Aktualität. Zilles kritischer Blick auf die Brennpunkte gesellschaftlicher Entwicklungen im Berlin um 1900 stellt nicht zuletzt auch Parallelen zur Situation in vielen Stadtteilen heute her.

Die Ausstellung „Heinrich Zille. Kinder der Straße, Zeichnung Grafik Fotografie“ der Akademie der Künste in Zusammenarbeit mit der Stiftung Stadtmuseum Berlin ist in der Akademie der Künste, Pariser Platz 4, Berlin-Mitte, bis zum 24. März, im Ephraim-Palais, Poststraße 16, Berlin-Mitte, bis 2. März zu sehen.

Geldwäsche

Ein peinlicher Irrtum bringt zwei Menschen zusammen

Von GABRIELE LINS

Maria Bogner nahm sich heute Zeit für ihre Einkäufe. Auch wenn das Fest vorüber war, stand doch der riesige Tannenbaum mit seinem Lichter- und Kugelschmuck noch verträumt auf dem Marktplatz. Ein Straßenmusikant spielte sentimentale Weisen auf seinem Keyboard und sang dazu zum Steinerweichen.

Maria blieb stehen, hörte kurz zu und warf ihm dann einen Euro in den aufgestellten Hut. Ich sollte mich auch mal zum Betteln hinstellen, dachte sie sarkastisch, ich könnte ein paar Euro ganz gut gebrauchen.

Vor einem Café stand ein Bettler und hielt den Vorübergehenden auffordernd einen großen Becher hin. Nein, eigentlich hatte er ihn fast liebevoll an seine Brust gedrückt und auch noch beide Hände darumgelegt, als habe er Angst, daß ihm jemand seine paar Cents stehlen könnte.

Sein Gesicht, vom Leben zerknittert und im Moment blau gefroren, kam ihr sympathisch vor. Eine dicke Wollmütze verdeckte Stirn und Haare, nur eine graue Locke und seine großen freundlichen Augen waren zu sehen. Maria fühlte sich sofort für ihn eingenommen. Wer weiß, was er für ein böses Schicksal hinter sich hatte: Frau verloren, danach Arbeit und Wohnung, schließlich abgerutscht. Wer weiß! Jedenfalls ließ er sich nicht hängen. Er lächelte sie sogar an.

Na gut, du Armer, sollst auch ein Scherflein von mir haben, dachte sie, kramte in ihrer Geldbörse und runzelte die Stirn. Ach, du lieber Gott, da war ja nur noch ein Fünfer drin! Fünf Euro, nein, das war zu viel Geld für den Bettler, auch wenn er ihr sympathisch war. Dafür konnte sie sich noch ihre geliebte Flasche Rotwein genehmigen, für die sie manches Andere eben sein lassen mußte.

Der Bettler versprühte Fröhlichkeit. Wie konnte man in solch einer Situation noch lachen! Diese Haltung war jedenfalls bewundernswert.

„Ach was!“ Maria sagte es laut, nahm ihre letzten fünf Euro aus dem Portemonnaie, faltete den Schein zu einer Rolle, ging ein paar Schritte zum Bettler hin und ließ ihn mit einem fröhlichen „Bitteschön, junger Mann!“ in seinen Becher fallen.

Der Mann stutzte einen Augenblick, fing dann an laut zu lachen, nahm die Geldscheinrolle mit spitzen Fingern aus dem Becher und sagte: „Sehr freundlich, aber mußten Sie das Geld erst waschen?“

Maria starrte auf den nassen Schein, der bräunliches Naß in den Becher tropfte, und stotterte: „Wie – wieso ...?“, und dann dämmerte es ihr allmählich.

„So, ich trinke jetzt einen neuen Kaffee, schön süß und heiß“, der Bettler lachte immer noch, „und Sie sind eingeladen, meine Liebe!“

Maria winkte ab. „Wie peinlich“, stieß sie kichernd heraus, „ich dachte doch, der Becher sei einfach nur für Münzen da.“

Der Mann nahm sie um die Schulter. „Kommen Sie, wir gehen jetzt ins Café und verjubeln Ihre fünf Euro zusammen. Ich bin Ulli Weber, angenehm!“

Zögernd nahm Maria seine Hand. „Dann sind Sie gar kein Bettler?“

Das Gesicht der alten Dame war schamrot angelaufen. „Iwo! Sehe ich vielleicht so aus?“

Bei näherem Hinsehen mußte sie zugeben, daß er ordentlich gekleidet war und nur durch die in die Stirn gezogene Mütze etwas komisch wirkte.

Verlegen bat sie um Verzeihung für ihren Irrtum.

Zwei Stunden saßen sie bei Kaffee und Kuchen, in lebhaftes Gespräch vertieft, und lachten immer wieder über die seltsame Geldwäsche, die sie beide zusammengeführt hatte.

Backpulverkrieg

Löste das Mittel Gesundheitsprobleme aus?

Von ANNE BAHRS

Die Bäckermeister und auch die vielen Hausfrauen in Deutschland nahmen das Geschenk vorsichtig, aber freudig an, das ihnen der zu jener Zeit schon berühmte Professor Justus von Liebig (1803–1873) mit der Erfindung des Backpulvers machte. Viele neue Rezepte wurden ausprobiert. Das Kuchenbacken war viel einfacher und vielseitiger geworden, eine Lust!

Köstlich schmeckte auch den Amerikanern das Gebäck mit dem neuen Triebmittel, das sich anschickte, die Welt zu erobern. Der deutsche Chemiker, dem die Menschheit die Bodenanalyse als erste Grundlage der Agrikulturchemie, die Einführung des Kunstdüngers in der Landwirtschaft und damit eine wirksame Waffe zur Bekämpfung des Hungers in der Welt verdankt, war bereits seit einem Vierteljahrhundert tot, als eine der beiden großen, rivalisierenden Backmittelvertriebsfirmen in den USA die andere durch ihre Werbung angriff, in dem sie das Backpulver der Konkurrenz als „Gift“ bezeichnete.

Wir kennen hierzulande den Streit der Wissenschaftler um Vor- und Nachteile für unsere Gesundheit durch den Verzehr von „guter“ Butter oder Margarine. Aber das ist ein zahmes Ränkespiel gegen den Backpulverkrieg, den Amerikas Bevölkerung um die Wende zum 20. Jahrhundert zu bestehen hatte. Auf den Straßen diskutierten die Leute und stritten sich, ob ein im Backpulver enthaltenes Aluminiumsulphat die tödliche Gefahr sei, die der Menschheit drohe.

Natürlich blieben Gegendarstellungen nicht aus. Die führenden Chemiker Amerikas aber mischten sich nicht ein. Parolen der Werbung trieben Liebhaber und Verächter der feinen Backwaren zur Euphorie und Hysterie. Es gab Volksaufläufe und Demonstrationen, die in Straßenschlachten endeten. Selbstmorde und Infarkttote waren zu beklagen.

Staatsanwälte mußten Prozeßakten wälzen. Längst war die Backpulverfrage ein Politikum geworden, das Senatoren stürzte. Aber es wurde kein Schuldiger gefunden.

Der Schriftsteller Abraham Morrison sammelte alle verfügbaren Akten um diese Turbulenzen, ausgelöst durch das umstrittene Backpulver. In zwei dicken Büchern hat er sie veröffentlicht. Die Lektüre dieser inzwischen nur noch antiquarisch zu erhaltenden Bände sei all jenen empfohlen, die Lust am Spektakel haben, zur Nachahmung denen, die verhindern wollen, daß die Juristen am Hungertuch nagen.

Geschichte eines Tauchers

Den einen kennt man als einen der meistgelesenen deutschen Schriftsteller, den anderen als beliebten Darsteller im Fernsehen und im Film: der Ostpreuße Siegfried Lenz und der Hamburger Jan Fedder. Sie haben sich gefunden und in der Zusammenarbeit Literatur sichtbar und hörbar gemacht. Fedder spielte die



Hauptrollen in Lenz' **„Der Mann im Strom“** und in „Das Feuerschiff“. Nun legt der Hamburger Stammverlag des Lyckers Lenz, Hoffmann und Campe, ein Hörbuch vor, auf dem Jan Fedder den Roman „Der Mann im Strom“ mit seiner unverwechselbaren warmen Stimme liest (4 CDs, 22,99 Euro). Die Geschichte um den Schiffsinspektor Hinrichs, der sein Geburtsdatum im Taucherpaß fälscht, nur um Arbeit zu bekommen, führt den Hörer in eine Szenerie, die auch heute noch nachvollziehbar ist, ein halbes Jahrhundert nach Erscheinen des Romans. *SiS*

In der Planungsfalle

Warum der Kinderwunsch immer weiter verschoben wird / Das bleibt in der Familie (Folge 11)

Von KLAUS J. GROTH

Es passiert kaum noch einfach so. Und wenn es doch passiert, ist die Not meist groß. Weil das Baby nicht geplant war, weil es für die eigene Lebensplanung viel zu früh erwartet wird, weil sich einer bestimmt um einen Teil seines Lebens betrogen fühlt.

Es ist ja nicht so, daß sich junge Frauen keine Kinder mehr wünschen. Nur ein bißchen Zeit wollen sie sich lassen, erst einmal das eigene Leben organisieren oder genießen – am besten beides. Das Kind kann kommen, wenn es an der Zeit ist.

Weil aber der rechte Zeitpunkt so unglaublich schwer zu definieren ist, finden sich immer neue Gründe, ihn noch ein wenig hinaus zu schieben. Die Folgen sind in den Vorbereitungskursen für Schwangere zu sehen: Kaum eine der Frauen ist jünger als 35 Jahre. Und falls sich doch einmal eine 19jährige in ihre Mitte verirrt, darf sie allgemeiner Anteilnahme sicher sein, verbunden mit der besorgten Frage, wie denn das habe passieren können ...

Zu derartiger Anteilnahme besteht häufig genug aller Anlaß. Denn die meist nicht viel älteren Väter hatten sich die nächsten Jahre auch anders gedacht als mit einem plärrenden Balg am Hals. Sie machten sich bald aus dem Staub. Und steht die junge Frau mit dem Baby erst einmal alleine da, darf sie gewiß sein, es auch für längere Zeit zu bleiben.

Eine alleinerziehende Frau von 20 Jahren machte diese Erfahrung: „Wenn ich einen Mann kennenlerne, werde ich als erstes gefragt, was ich mache. Wenn ich dann sage, daß ich Mama bin, sind die meisten gleich wieder weg.“

Reife Frauen, die ihr erstes Kind erwarteten, bezeichnete der Medizinerjargon als „Alte Erstgebärende“. Heute ist solch eine Einstufung überflüssig, denn unter gut ausgebildeten Frauen wurde sie zum Regelfall. Eine Anekdote, wie sie die Literaturkritikerin Iris Radisch in ihrem Buch „Die Schule der Frauen – Wie wir die Familie neu erfinden“ schildert, muß man sich nicht ausdenken, sie entspricht den Gegebenheiten:

„Ein Restaurant in Hamburg. Ein Mädchen, acht Jahre, das mit seinen Eltern dort ißt, lernt ein gleichaltriges Mädchen kennen. Die beiden verstehen sich blendend. Nur schade, daß das eine Mädchen im Rheinland wohnt. Die Hamburgerin gibt der Rheinländerin eine Telefonnummer, sagt: ‚Wenn du das nächste Mal mit deinen Großeltern in Hamburg bist, kannst du dich ja melden.‘ Die Rheinländerin sagt: ‚Das sind meine Eltern.‘“



Viertes Kind mit 45: Cherie Blair mit Mann Tony — Foto: Reuters

Es gibt viele Gründe, warum sich junge Frauen mit dem Kinderkriegen Zeit lassen. Als einen macht Radisch den „großen Wohlstand“ aus, in dem die jetzige Generation der Eltern aufgewachsen ist. Junge Frauen – und junge Männer sowieso – warten erstmal ab, Zeit, Kinder in die Welt zu setzen, sei immer noch. Erst einmal es im Beruf zu etwas bringen, das Studium abschließen, verschiedene Beziehungen prüfen oder sich ordentlich austoben und die Freiheit auskosten. Alles ist möglich, warum also sollte man sich Fesseln anlegen? Alles zu seiner Zeit, die Kinder können warten.

Der Haken an der Sache ist nur: Es gibt so viele Möglichkeiten und immer neue, eine attraktiver als die andere. Und verlockender als Windeln wechseln und plärrende Schreihälse zu beruhigen sind sie allemal. Bis es für viele zu spät ist und die Natur Grenzen setzt, jenseits derer der Kinderwunsch, wenn er denn einmal kommen sollte, ein Wunsch bleiben muß.

Doch daran denkt man nicht, wenn man 19 Jahre alt ist, da glaubt man noch, über alle Zeit der Welt zu verfügen. Gefragt, ob sie sich Kinder wünsche, antwortete eine 19jährige Studentin: „Um uns eine sorglose Zukunft aufbauen zu können, wünsche ich mir und meinem Freund eine interessante Ausbildung und im Anschluß einen gut bezahlten abwechslungsreichen Job.

Sehr wichtig ist mir auch eine schöne Wohnung, Zeit für die Beziehung, Freunde, Familie und mich selbst. Der Rest kann sich Zeit lassen. Für uns heißt es Einbauküche und Reisen statt Sohn oder Tochter. Falls irgendwann doch die biologische Uhr tickt, würde ich erwarten, daß mein Mann, genauso wie ich, die ersten Monate Elternurlaub nimmt, aber danach gibt's Kindergärten oder Tagesmütter, klar, ich würde dann weiterarbeiten. Erst mal wünsche ich mir, daß wir unsere verbleibende Jugend genießen.“

Klingt das unbescheiden? Oder ist die Priorität der Einbauküche vor dem Kinderwunsch nicht genau das, was alle Freundinnen so oder ähnlich auch denken? Junge Menschen haben heute eine Freiheit zur Entscheidung wie niemals zuvor.

Das klingt verführerisch gut, ist aber zugleich eine Belastung. Denn je größer die Wahlfreiheit ist, desto weniger Fixpunkte gibt es, die bei der Orientierung helfen. Die Entscheidung aber muß getroffen werden. „Aus dem Entscheidenkönnen wird die Pflicht zur bewußten Entscheidung“, schreibt die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim. Sie sieht in ihrem Buch „Die Kinderfrage“ die nachwachsende Elterngeneration in einer „Planungsfalle“.

Ähnlich sieht das Iris Radisch: „Man hat schon das Gefühl, daß die jüngeren Leute nicht so einfach etwas ausprobieren. Nichts bleibt dem Zufall überlassen, weil sie glauben, sie sind es sich und anderen schuldig, die Kontrolle zu behalten.“

Und die amerikanische Soziologin Ruth Hubbard äußert sich zu dem gleichen Thema mit der Feststellung: „Es stehen immer mehr Entscheidungsmöglichkeiten zur Verfügung – und nur allzu schnell verwandeln sich diese Möglichkeiten in den Zwang, sich für die gesellschaftlich akzeptierte Version zu entscheiden.“

Der Wunsch, sobald als möglich Mutter zu werden, gehört gesellschaftlich nicht dazu, egal ob ledig oder verheiratet. „Unehelich“ ist kein Makel mehr. Der Fehler ist der frühe Zeitpunkt. Frühe Mutterschaft wird als Panne stigmatisiert, junge Mütter bekommen von den älteren Müttern im gemeinsamen Säuglingskurs häufig den Zweifel zu spüren, ob sie denn wirklich in der Lage seien, die Dinge auf die Reihe zu kriegen. Wenn jemand schon nicht aufpaßt und einen solchen verhängnisvollen Planungsfehler macht ...

Familienmenschen

Iris Radisch (* 2 Juli 1959 in Berlin) wurde einem breiteren Publikum durch ihre Teilnahme an der Sendung „Das literarische Quartett“ im ZDF bekannt. Leser der „Zeit“ kannten die Literaturkritikerin bereits länger. Seit 1990 schreibt sie für „Die Zeit“. Im allgemeinen ist diese Berufswahl nicht unbedingt motivierend für grundlegende Gedanken über die Rollenverteilung in der Partnerschaft. Doch Iris Radisch, die mit dem „FAZ“-Redakteur Eberhard Rathgeb verheiratet ist, ist zugleich Mutter von drei Töchtern. Sie kennt den permanenten Zwiespalt zwischen Hinwendung zur eigenen Familie und den Erfordernissen einer anspruchvollen Aufgabe im Beruf. Aus diesen Erfahrungen resultiert ihr Buch „Die Schule der Frauen“. Wie wir die Familie neu erfinden.“ Eine ihrer Kernthesen: Familie ist nicht allein Sache der Frau, die Männer müssen ihren Anteil an der Familienarbeit übernehmen: „Gleichberechtigung ist nicht nur in der Partnerschaft, sondern auch in der Verantwortung für die Kinder.“ Iris Radisch arbeitet Teilzeit und lebt in einer Art Pendelbeziehung: „Das kann ich niemandem empfehlen, das ist viel zu kräftezehrend. Ich bin durch die Doppelbelastung an meine Grenzen gekommen.“ Ihr Buch hat sie ihren Töchtern gewidmet, denen sie „ganz tolle Männer“ wünscht. Und das seien sie nur, wenn sie tolle Väter seien.

Cherie Blair (* 23. September 1954, in Bury / Manchester) bewegte mit ihren Schwangerschaften die Gemüter in Großbritannien. Die Frau des ehemaligen Premiers Tony Blair hat die Nöte und das Glück einer späten Schwangerschaft erfahren. Im Jahr 2000 kam sie mit 45 Jahren zum vierten Mal zu Mutterfreuden. Der Nachwuchs war nach drei Kindern im Alter von zwölf bis 16 nicht mehr geplant gewesen. Sohn Leo, wie der Sprößling später genannt wurde, brachte eine Menge Leben in die Downing Street – und Tony Blair eine Menge Sympathiepunkte in der Bevölkerung. Trotz Komplikationen verlief die Schwangerschaft gut. Leo Blair ist das erste Kind seit 150 Jahren, das geboren wurde, während der Vater als Premierminister amtierte. Zwei Jahre später wurde Cherie Blair mit 47 Jahren erneut schwanger. Es sollte ein Mädchen werden. Doch dann erlitt Cherie Bair eine Fehlgeburt.

Sandra Maischberger (* 25. August 1966 in München) war 40 Jahre alt, als sie zum ersten Mal Mutterfreuden entgegenblickte. Die Journalistin und TV-Moderatorin erklärte später, es sei nicht die Karriere gewesen, die sie so lange den Kinderwunsch habe hinauszögern lassen: Sie habe erst reisen und unabhängig sein wollen. In einem Interview mit der Illustrierten „Bunte“ verriet sie: „Es war schlicht und ergreifend so, daß ich leben wollte. Ich wollte reisen, ich wollte unabhängig sein. Aber der Gedanke, Kinder zu haben, war von Anfang an da.“

Aus dem Alltagstrott ausbrechen

Wie man langjährige Partnerschaften lebendig gestaltet

Von ANJA SCHÄFERS

Die meisten Partnerschaften entstehen heute aus Liebe. Doch ein ganzes Leben hält die Phase der Verliebtheit selten an. Nach einiger Zeit bekommen die alltäglichen Pflichten des Lebens wieder mehr Gewicht und auch in der Beziehung schleicht sich Routine ein. „Wenn das Kribbeln im Bauch nachläßt, ist es gut, wenn man sich auf seine Gemeinsamkeiten besinnt“, sagt Katja Doubek, Psychotherapeutin in München.

> Gegen Routine: Für Kribbeln im Bauch sorgen

Ganz unterschiedliche Eigenschaften, Interessen oder Vorlieben können ein Paar miteinander verbinden. Einige teilen die Liebe zur Natur, andere haben denselben Humor oder betreiben ein gemeinsames Hobby. Solche Verbundenheiten sollten die Partner bewußt pflegen oder notfalls auch wieder aufleben lassen.

Nicht immer sind beide Partner dabei gleich kreativ. „Oft ergreifen Frauen eher die Initiative“, berichtet die Psychotherapeutin.

Seine Ideen sollte jeder offen und ohne Vorwürfe aussprechen. Wenn ein Paar abends immer Schnittchen vor dem Fernseher ißt, sollte es ein Abendessen auch mal wieder ganz anders gestalten. Es könnte zum Beispiel die Mahlzeit bei Kerzenschein am Eßtisch einnehmen.

Meist bedürfe es keiner spektakulären Aktionen, um aus dem Alltagstrott auszubrechen. Einige Paare lieben zum Beispiel Filme, kommen aber wegen ihrer Kinder nicht mehr ins Kino. „Vielleicht verabreden sich die Partner zu einem DVD-Abend zu Hause“, sagt Doubek.

„In der Partnerschaft darf die gegenseitige Wertschätzung nicht abreißen“, sagt Joachim Engl, Psychotherapeut und Eheberater am Institut für Forschung und Ausbildung in Kommunikationstherapie in München. Diese ließe sich zum Beispiel durch kleine Aufmerksamkeiten, wie kleine Geschenke oder einen Blumenstrauß ausdrücken.

Noch wichtiger sei aber, den Partner im Alltag für kleine und große Dinge zu loben. Das könne etwa ein Kompliment für ein gelungenes Essen sein oder ein Ausdruck der Freude über den gemähten Rasen.

Fehlen solche gegenseitigen Bestätigungen, würde sich in vielen Beziehungen eine Abwärtsspirale in Gang setzen.

Auch ungelöste Konflikte können einen solchen Negativtrend in der Beziehung verursachen. „Einige Paare vermeiden es, über ihre Probleme zu reden“, sagt der Psychotherapeut.

> Ungelöste Konflikte können einen Negativtrend auslösen

Sein Anliegen sollte man stets als Ich-Botschaft ausdrücken. Statt eines Generalangriffs wie „Nie hilfst du im Haushalt“ könne man besser sagen:

„Ich werde wütend, wenn ich samstags die Wohnung putze und du mit deinen Freunden Fußball spielst.“

Umgekehrt sollte der Partner zuhören. „Er darf weder davonlaufen, noch sofort dagegen argumentieren“, erläutert Joachim Engl.

MELDUNGEN

Mehr gläubige Kinder

Hamburg – Fast vier Fünftel der Kinder in Westdeutschland glauben an Gott (78 Prozent), im Osten fast ein Drittel (32 Prozent). Das ergab eine repräsentative Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach. Im Auftrag der Hilfsorganisation „Ein Herz für Kinder“ der „Bild“-Zeitung wurden dazu 1002 Kinder zwischen sechs und 14 Jahren befragt. Damit ist der Anteil der Kinder, die an Gott glauben, höher als der Anteil der Kirchenmitglieder. Im Westen gehören fast drei Viertel der Bürger einer Kirche an, im Osten rund ein Viertel – insgesamt 64 Prozent. Der Umfrage zufolge bezeichnen sich 83 Prozent der Kinder als „fröhlich“. Daraus folgern die Experten des Instituts für Demoskopie: „Angesichts der Kinderarmut und der bestürzenden Fälle von Kindesmißhandlungen gerät aus dem Blick, daß die überwältigende Mehrheit der Kinder sehr behütet aufwächst.“ Einen eklatanten Unterschied entdeckten die Allensbacher in einem weiteren Bereich: 48 Prozent der Westkinder haben ausländische Freunde, aber nur 24 Prozent im Osten. Bundesweit gehen 71 Prozent der Kinder gerne zur Schule, nur 14 Prozent machen sich häufiger Sorgen über Noten und Zeugnisse. Unterschiede gibt es zwischen Ost- und Westfamilien: Ost-Kinder haben größere Angst, in der Schule nicht mitzukommen (33 Prozent). Im Westen sind es 24 Prozent. West-Eltern strafen stärker mit Hausarrest und Fernsehverbot, Ost-Eltern sind oft „bloß sauer“. Vier Prozent der Kinder haben Erfahrung mit körperlichen Strafen wie Ohrfeigen. Für 64 Prozent ist die Mutter die wichtigste Bezugsperson. 77 Prozent finden, daß ihre Mutter genug Zeit hat, aber nur 42 Prozent sagen das über ihren Vater. *idea*

»Logos Hope« kommt

Kiel – Die „Logos Hope“ (Wort der Hoffnung), das neue Schiff des Missionswerks Operation Mobilisation (OM), hat nach zweijährigem Umbau in einer kroatischen Werft Kurs auf Kiel genommen. In dem Ostseehafen soll der Innenausbau abgeschlossen werden, bevor das Schiff ab Frühjahr auf den Meeren kreuzen und Häfen in aller Welt ansteuern wird. In Kiel sollen in den nächsten sechs Monaten Besucher- und Mannschaftsräume eingerichtet werden. Auf dem neuen Schiff werden künftig bis zu 400 ehrenamtliche Mitarbeiter für jeweils meist zwei Jahre leben und arbeiten. Das Missionswerk hatte 2004 die ehemalige Fähre „Norröna I“ von der Reederei Smyril Line (Färöer / Inselgruppe im Nordatlantik) für 3,6 Millionen Euro erworben. Seit 1970 haben in 155 Ländern über 37 Millionen Menschen in fast 500 Häfen die Missionsschiffe besucht. Über eine Million Gäste kommen jedes Jahr an Bord und besuchen den Büchermarkt. Der schwimmende Buchladen vertreibt rund 6000 Titel, darunter christliche Literatur sowie Fachbücher zu unterschiedlichen Themen. Die Schiffe transportieren auch Hilfsgüter. Bei Landeinsätzen beteiligt sich die Mannschaft an medizinischen Hilfsprojekten, am Bau von Schulen, Waisenhäusern und Unterkünften. Außerdem werden Lebensmittel, Kleidung und Bücherspenden verteilt. *idea*

Ohne Heimat

Deutsche Juden in New York

Das Titelbild zeigt fünf Kinder, gekleidet wie in den 30er Jahren, die von einem Schiff aus der amerikanischen Freiheitsstatue fröhlich zuwinken. „Amerika wir kommen“, sagt das Bild. Doch das Thema von „Der ferne Glanz der Welt“ ist nicht, wie nun erwartet, eine Auswanderergeschichte im klassischen Sinne, es ist vielmehr eine Ansammlung zwischenmenschlicher Tragödien, die zum Teil das aus Deutschland ausgewanderte jüdische Ehepaar Mitwisser mit dessen fünf Kindern betrifft. In Berlin waren er als Religionswissenschaftler und sie als Naturwissenschaftlerin gefeierte Koryphäen. Doch 1933 entschieden sie sich für die Auswanderung. Dank einer Gastprofessur in Albany, im Norden der USA, hatte die Familie Mitwisser ein Ziel. Da sich allerdings vor Ort herausstellte, daß es sich um eine Verwechslung handelte, muß die Familie nun aus dem Nichts heraus in der Fremde neue Wege gehen.

Eine weitere Figur ist Rose. Die Tochter eines Hochstaplers lebt bei ihrem Cousin, doch da sie nicht länger von dessen Gnade beziehungsweise der seiner kommunistischen Freundin Ninel (Lenin rückwärts gelesen) abhängig sein will, nimmt sie eine Sekretärinnenstelle beim deutsch-jüdischen Professor Mitwisser an und reist mit dessen Familie nach New York. Doch dort erfährt Rose, daß die Familie finanziell so abgebrannt ist, daß sie ihr keinen Lohn zahlen kann und selbst nur überlebt, weil ein reicher, geheimnisvoller Gönner, mit dem Rose indirekt durch die Spielleidenschaft ihres bei einem Unfall ums Leben gekommenen Vaters verbunden ist, alles bezahlt.

Autorin Cynthia Ozick ist in New York geboren und Tochter jüdischer Einwanderer aus Rußland. Daher dürfte sie aus eigenen Erfahrungen heraus wissen, wie es ist, in den USA ein neues Leben beginnen zu müssen, weil man in seiner Heimat unerwünscht ist. Dieses Gefühl der Heimat- und Nutzlosigkeit treibt auch die Eltern der Familie Mitwisser um.

Mutter Elsa liegt traumatisiert in ihrem Bett und findet es grauenhaft, auf die Gnade anderer Leute angewiesen zu sein. Sie lebt, genau wie ihr Mann, in ihrer eigenen Welt und versucht Altes zu bewahren. Während sie viel von früher erzählt, tut er so, als wollte er das neue Leben mit beiden Händen greifen. Er zwingt seine Kinder, nur noch Englisch zu sprechen, gibt sich arbeitsam und geht jeden Tag in die Universität, doch schnell erfährt Rose, daß er dort nur die Zeitz totschlägt, denn in den USA hat keiner Interesse an seinem Fachgebiet.

Zwischen den aneinander vorbei lebenden Eltern stehen die Kinder, für die keiner Liebe und Wärme hat. Auch Rose nicht, denn die Anfang 20jährige hat genügend mit den gebrochenen Eltern zu tun. Als dann der geheime Gönner auftaucht, bricht das emotionale Chaos aus. *R. Bellano*

***Cynthia Ozick: „Der ferne Glanz der Welt“**, dtv, München 2007, broschiert, 398 Seiten, 10 Euro, Best.-Nr. 6499*

Stalins großer Bluff

Einheit für Neutralität – War das sowjetische Angebot 1952 ernst gemeint?



Der Klappentext von „Stalins großer Bluff“ endet mit einem Paukenschlag, wie er in historischen Abhandlungen selten anzutreffen ist: „Der jahrzehntelange Streit um die Stalin-Note ist mit der vorliegenden Dokumentation entschieden.“

Die älteren Leser erinnern sich und die meisten jüngeren haben davon gehört, daß mitten in die Westintegration und Wiederaufrüstung der Bundesrepublik Deutschland 1952 eine Stalinnote platzte, die die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten auf der Grundlage freier Wahlen in Aussicht stellte, vorausgesetzt alle Beteiligten stimmen der immerwährenden Neutralität Deutschlands zu.

Adenauer und die Westmächte lehnten umgehend ab. Aber starke politische Kräfte in der Bundesrepublik zeigten sich begeistert, forderten zumindest, man müsse die Ernsthaftigkeit des Angebotes ausloten. Dann wisse man sicher, ob Stalin nur geblufft habe, um den Integrationsprozeß zu stören.

Doch es kam zu keinerlei ernsthaften Verhandlungen, weil die Verantwortlichen des Westens aus Sicherheitsgründen auf das Angebot auch dann nicht hätten eingehen dürfen, wenn es ernst gemeint gewesen wäre. Denn die Annahme hätte bedeutet, daß die US-Armee, die westliche Weltmacht, praktisch aus Mitteleuropa verbannt gewesen wäre und Europa gegen einen Angriff der Roten Armee nicht hätte verteidigt werden können.

Die akademische Frage nach den wahren Absichten Stalins war damit aber nicht vom Tisch. Nun scheint sie auf Dauer beantwortet. Die Öffnung der russisch / sowjetischen Archive hat reinen Tisch geschaffen.

Ruggenthaler bietet 141 bislang unbekannte Dokumente des sowjetischen Außenministers Molotow. In seiner knapp 40 Seiten langen Einführung schildert er zunächst den die Stalin-Note betreffenden Historikerstreit. Es folgt die Entstehungsgeschichte der Stalin-Note. Die Absicht Stalins wird dokumentiert, den westdeutschen Neutralisten Schützenhilfe zu leisten, nachdem es als sicher galt, daß der Westen auf das Angebot nicht eingehen werde. In mehreren der Dokumente werden Namen und Organisationen genannt, die als fünfte Kolonne Stalins agierten: „Wirth, Heinemann, Niemöller u. a. Die Kommunistische Partei ging eine engere Verbindung mit vielen unteren sozialdemokratischen Organisationen ein …“ Da die Wiedervereinigung nicht beabsichtigt war, hatten auch die obersten SED-Funktionäre ihre Finger im Spiel. Schon dies allein verrät die wahre Zielsetzung, denn ein Mann wie Walter Ulbricht wäre nie bereit gewesen, auf seine eigene Entmachtung hinzuarbeiten.

Die Dokumentation und der Begleittext überzeugen. Sie stellen für den anspruchsvollen zeitgeschichtlich Interessierten eine wahre Fundgrube dar. *Konrad Löw*

***Peter Ruggenthaler (Hrsg.): „Stalins großer Bluff – Die Geschichte der Stalin-Note in Dokumenten der sowjetischen Führung“**, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte Bd. 95, München 2007, 256 Seiten, 24,80 Euro, Best.-Nr. 6500*

Kirche und ihre Schwächen

13 Autoren befassen sich mit der christlichen Religion und der Nation



Universitätsprofessoren, Publizisten, Theologen der katholischen wie der evangelischen Konfession, ein hoher Bundesbeamter und sogar ein im Ruhestand befindlicher (österreichischer) Botschafter taten sich zusammen, unterschiedlichen Lebensalters, aber alle den Kirchen eng verbunden, um sich in 13 tiefschürfenden Beiträgen mit Fragen zu beschäftigen, die in unserer Zeit die Kirchen in Deutschland wie überhaupt in Europa betreffen. „Kirche – Zeitgeist – Nation – Gewandelte Religion, verändertes Volk?“, so der Buchtitel. Kirche wie Nation befinden sich in unseren Tagen in der Defensive: Die christlichen Konfessionen verlieren im allgemeinen Bewußtsein der Menschen an Bedeutung: Die Nationen, vor allem die deutsche, werden vom linken Zeitgeist an den Rand gedrängt, ihre Bedeutung für die Zukunft geleugnet.

Religion wie Nation sind durch historische Gemeinsamkeiten verbunden. Zwar gab es immer ein starkes Spannungsverhältnis zwischen beiden, weil die Kirche universale Ansprüche anmeldete, während die Nation eingeschränkt ist auf ein Gebiet, auf ein Volk. Von Natur aus ist Kirche internationalistisch, während die Nation national begrenzt ist. Allerdings bedingten sie einander. Die deutsche Nation ist vor 60 Jahren besiegt worden; die evangelische Kirche stellte sich mit ihren Schuldbekenntnissen auf die Seite der Sieger. Das hat Wunden geschlagen.

Klaus Motschmann, einer der Autoren, fragt, ob die Demokratie des Christentums bedarf, und bejaht die Frage engagiert.

Ein anderer Autor befaßt sich mit dem Problem, ob die Kirchen durch missionarische Arbeit eine „neue Evangelisierung Europas“ erreichen können, kommt aber zu dem Schluß, daß für das Weiterbestehen des Evangelisationsauftrages die allgemeine Situation wenig förderlich ist. Wie stehen die katholische, wie die evangelische Kirche zu dem in Europa sich immer weiter ausbreitenden Islam, fragt Weihbischof Laun. Seine Ausführungen finden sicherlich nicht bei allen Lesern Zustimmung. Der ehemalige Militärgeneraldekan im Evangelischen Kirchenamt der Bundeswehr, Johannes Ottemeyer, befaßt sich mit den Schwierigkeiten, die sich die evangelische Kirche mit der Militärseelsorge bereitet.

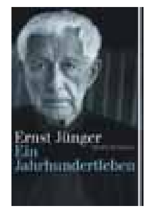
Aufschlußreich ist der Ausblick, den Josef Schüßlburner auf die orthodoxe Kirche im Osten wirft. Hier findet er deutlich akzentuiert, was man bei den in Deutschland tätigen Christen, vor allem in der evangelischen Kirche, schmerzlich vermißt, daß nämlich die Kirche zu einem christlichen Patriotismus führt, zur Liebe zum Vaterland, die sie als „Erfüllung des göttlichen Gebots der Nächstenliebe“ ansieht.

Vor allem für Christen, die unter dem zeitgeistkonformen Bild ihrer Kirche leiden – und es sind derer viele – bietet das Buch viele Anregungen. *Hans-Joachim von Leesen*

***Wolfgang Dewald / Klaus Motschmann (Hrsg.): „Kirche – Zeitgeist – Nation – Gewandelte Religion, verändertes Volk?“**, Ares Verlag, Graz, geb., 256 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6501*

Vergessene Geistesgröße?

Erinnerung an Ernst Jünger



Vor kurzem berichtete Hubert Spiegel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ darüber, daß Ernst Jüngers Haus, die Oberförsterei in Wilflingen, dringend sanierungsbedürftig sei. Wie sieht es aber um Jüngers geistiges Erbe, sein Vermächtnis aus – wenige Monate vor seinem zehnten Todestag am 17. Februar 2008? Ungefähr zeitgleich beschäftigen sich zwei große Biographien mit Leben und Werk der Jahrhundertfigur. Der „Welt am Sonntag“-Redakteur Heimo Schwilk gewinnt die „Schlacht“ gegen den Heidelberger Germanisten Helmuth Kiesel nach Punkten.

Es ist schon ein Fortschritt, daß sich heute niemand mehr dafür entschuldigen muß, sich mit Jünger zu beschäftigen oder ihn zu lesen. Schwilk wie Kiesel konnten zudem wichtige neue Dokumente einsehen. Außerdem hat – wie gesagt – „die Polarisierung nachgelassen“, so daß eine Auseinandersetzung mit den Schriften und den Taten des Soldaten, Dichters, Dandys, Käfersammlers und fanatischen Lesers nicht sofort zu einer erhitzten Kontroverse ausufern.

Die Mehrheit der Rezensenten bestätigt dem Literaturwissenschaftler Kiesel zwar, daß er das Werk Jüngers akribisch beleuchtet. Allerdings schafft er es nicht, sich von seinem akademischen Duktus zu lösen. Schwilk hingegen profitiert von seiner persönlichen Bekanntschaft mit Jünger, der intimen Kenntnis seiner Tagebücher und von seiner journalistischen Erfahrung: Kurzum, er ist der ungleich bessere Erzähler.

In seinem Vorwort macht Schwilk deutlich, daß Jünger für die Generation nach 1968 so etwas wie „einen Prüfstein der Gesinnung“ darstellte. Am Rande sei vermerkt, daß Ex-Außenminister Joseph Martin Fischer in der linksradikalen Zeitschrift „Pflasterstrand“ den zeitweiligen Drogen- und Gewaltverherrlicher Jünger zum Vorbild der Studentenbewegung erkor. Man kann sich seine Fürsprecher nicht aussuchen.

Auf Grundlage der authentischen Quellen kann der Biograph erstmals zeigen, daß die Schule Jünger weit schwerer traumatisiert hat als die Erlebnisse und das Grauen des Ersten Weltkrieges: „Prüfungsträume werden noch den Greis aufschrecken lassen.“ Daß er in der bürgerlichen Institution Familie nie so etwas wie bürgerliche Stabilität erfährt, wird sich auf seine spätere Haltung auswirken.

Die Mobilmachung war für Jünger wie eine Erlösung. Und ohne Zweifel bewies er in den Schlachten des Ersten Weltkriegs großen Mut. Die höchste Auszeichnung Pour le mérite ist ein Ausweis dafür. Doch trotzdem ging seine Rechnung, in jeder Lebenslage Kälte und Distanz zu bewahren, nicht immer auf.

Man muß es unumwunden zugeben: Manchmal wirkt Ernst Jünger recht unsympathisch. Sein Lieblingssohn wurde von den Nazis in ein Himmelfahrtskommando geschickt, und das Haus in Kirchhorst wird von ausgebrochenen russischen, polnischen und französischen Gefangenen sowie amerikanischen GIs belagert. Doch der Herr des Hauses überläßt alles seiner Frau Gretha, der er zuvor mit seinen Pariser Liebschaften auch noch untreu war. Auch als sie an einem Krebsleiden erkrankt, das schließlich zum Tode führt, läßt der Gatte sie bis kurz vor dem Tod im Stich und lebt seine Weltfremdheit und seine Depressionen aus.

Positiv vermerkt werden muß jedoch Jüngers charakterliche Standhaftigkeit in anderen, weltanschaulichen Fragen. Jünger war nie ein Demokrat, er war auch kein Widerstandskämpfer, doch anders als Benn, Schmitt und Heidegger hat er nach 1933 zu keinem Zeitpunkt mit dem Dritten Reich geliebäugelt.

Seine Soldatenzeit im Zweiten Weltkrieg hat völlig anders ausgesehen als zwischen 1914 und 1918. Zwischen 1940 und 1944 führte er nämlich das „wenig heroische, dafür um so dandyhaftere Leben eines Besatzungsoffiziers in Paris, wo er sich zwischen Affären, Antiquitätenhändlern und Salons zum teilnahmslosen Beobachter der ‚Katastrophe‘ stilisierte“ (Thomas Hajduk).

Was bleibt von Jünger? Es hat nicht den Anschein, als stünden anläßlich seines zehnten Todestages noch einmal große Kontroversen ins Haus.

Das Bild des über 100jährigen Greises hat das des Autors von „In Stahlgewittern“ verdrängt. Auch wenn vor ein paar Jahren seine wirklich schrecklichen und oft auch schlechten Schriften aus der Weimarer Zeit in einem 1000 Seiten starken Wälzer veröffentlicht wurden, so richtig hoch geht der Puls in der feuilletonistischen Debatte deshalb nicht.

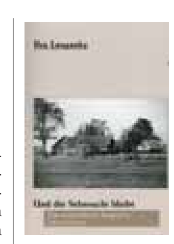
Jünger hat „sein Jahrhundertleben“ zwischen 1895 und 1998 gelebt. Das 21. Jahrhundert wird wieder andere Geistesgrößen kennen.

Vielleicht ist Heimo Schwilks glänzend geschriebene und recherchierte Biographie als eher ein Schlußpunkt als der Beginn einer neuen Debatte über Ernst Jünger. *Ansgar Lange*

***Heimo Schwilk: „Ernst Jünger – Ein Jahrhundertleben“**, Piper Verlag, München 2007, 624 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 6502*

Alles dunkel

Ostpreußin erinnert sich



„Und die Sehnsucht bleibt“ ist eine Autobiographie, mit der Ilsa Langanke ihren Beitrag zum Thema „Flucht und Vertreibung“ leisten möchte. Aufgewachsen im ostpreußischen Dorf Schönbruch, verlebte Ilsa Langanke mit ihren vier Geschwistern eine beschauliche Kindheit auf dem Hof ihrer Eltern.

Sehnsüchtig erinnert sich die Autorin an die vielen ostpreußischen Sitten, Gebräuche und Feiertage, welche die Familie zu leben und feiern pflegte. So zum Beispiel das Erntefest, der Rummeltopf oder das Federreißen.

„Mein Vater erzählte uns von der Zeit des großen Federreißens, … das zwischen Weihnachten und Neujahr stattfand. Die ganze Nachbarschaft kam zusammen, und man saß gemütlich in der warmen Küche. Lustige und schaurige Geschichten erzählten sie sich. … Unter Singen und Lachen zogen viele fleißige, geschickte Hände alle brauchbaren Federn Stück um Stück mit ihren Häutchen vom Kiel. Die Frauen hatten bereits rotes Inlett zu … Bettbezügen genäht, in das die weichen Federn und Daunen gestopft wurden.“

Doch so schön dem Leser die Erzählungen aus der Kindheit Ilsa Langankes auch erscheinen mögen, der Bericht über den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und die Flucht der Familie aus der Heimat zerstört jegliches Bild von ländlicher Idylle.

Die unter Lebensgefahr und unter Beschuß der russischen Tiefflieger durchgeführte Flucht, zu Fuß, über das brüchige Eis des Frischen Haffs, ist der Autorin bis heute genau im Gedächtnis geblieben.

„Ein endlos langer Marsch über das Haff begann, und Dunkelheit war mit uns. Eine Strecke von etwa zehn Kilometern lag vor uns. Alles wirkte gespenstisch, und das Ächzen und Krachen des Eises klang sehr unheimlich. Doch es galt nur weiterzuziehen, und die Todesangst vertrieb alle Schmerzen.“

Obwohl die Flucht für Ilsa Langanke ein gutes Ende genommen hat, schwingt in jeder Zeile, die sie über ihre Kindheit in Ostpreußen geschrieben hat, eine gewisse Wehmut mit. Eben diese Wehmut und Sehnsucht nach der Heimat waren Auslöser für vier Reisen nach Ostpreußen, auf welche die Autorin zu Beginn und Ende des Buches kurz eingeht. *A. Ney*

***Ilsa Langanke: „Und die Sehnsucht bleibt“**, Schardt Verlag, Oldenburg 2007, 285 Seiten, 12,80 Euro, Best.-Nr. 6503*

Yorck vollendet die Wende

Der Neutralitätskonvention von Tauroggen folgte binnen weniger Wochen die Waffenbrüderschaft mit dem Ex-Gegner

Von Manuel Ruoff

Ungeachtet der Westbindung der Bundesrepublik und der deutsch-französischen Freundschaft besteht heutzutage in Deutschland doch ein breiter Konsens in der positiven Beurteilung der am 30. Dezember 1812 abgeschlossenen preußisch-russischen Konvention von Tauroggen, mit der Yorck die Teilnahme des von ihm geführten preußischen Kontingents der Grande Armée an Napoleons Rußlandfeldzug beendete und seine Truppen in die Neutralität führte. Preußens damaliger König Friedrich Wilhelm III. zeigte sich nach der Unterrichtung über die Konvention allerdings alles andere als begeistert. Er befahl Yorcks Mitarbeiter Kleist, Yorck zu verhaften und selber das Kommando über das Hilfskorps zu übernehmen.

Hohenzollernfreundliche Kreise haben später versucht, den Eindruck zu erwecken, als wenn Friedrich Wilhelm nur böse Miene zum guten Spiel gemacht habe, also nur so getan habe, als wenn er die Konvention von Tauroggen verurteilt habe, weil er im französisch besetzten Berlin nicht frei habe agieren können. Es ist allerdings zu fürchten, daß das zuviel der Ehre für den König ist. Vielmehr scheint sich hier einmal mehr Friedrich Wilhelms Unfähigkeit zu zeigen, veränderte Situationen zeitnah zu erfassen (und entsprechend zu handeln). Erst hatte er nicht erkannt, daß er im Kampf gegen den napoleonischen Imperialismus nicht neutral bleiben konnte. Zu Zeiten des Vierten Koalitionskrieges von 1806/07 hatte er nicht erkannt, daß man sich nicht allein gegen Napoleon stellen konnte. Zu Zeiten der Konvention von Tauroggen hat er nicht erkannt, daß man zusammen mit den Russen Preußen befreien konnte. Und auf dem Wiener Kongreß von 1814/15 hat er nicht erkannt, daß er sein Hauptziel Sachsen nur erreichen konnte, wenn er die Bande zu Rußland löste. Zur Relativierung dieser Kritik sei aber der Vollständigkeit halber darauf hingewiesen, daß auch Friedrich Wilhelms Staatskanzler Hardenberg von Yorcks Konvention wenig beglückt war. Von ihm stammt das Wort: „Die Hauptsache ist, nicht zu früh gegen Frankreich kompromittiert zu werden, der General Yorck hat dem Faß den Boden ausgeschlagen."



Er kam dem offiziellen Seitenwechsel Preußens im französisch-russischen Krieg zuvor: Johann David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg (1759–1830) Foto: Archiv

Zu Preußens Glück erreichte die königliche Entscheidung, Yorck durch Kleist zu ersetzen, das preußische Hilfskorps nur indirekt, und zum Glück waren sich Yorck und Kleist einig, wie mit der Situation zu verfahren sei, so daß ein Machtkampf oder gar ein Bürgerkrieg innerhalb des Korps den Preußen erspart blieb.

Das Hilfskorps war nach dem Abschluß der Konvention von Tauroggen von den Russen in Ostpreußen eingeschlossen worden, so daß der königliche Bote mit dem Absetzungsbefehl durch die russischen Linien mußte. Zum Glück waren die Russen geistesgegenwärtig genug, den Boten nicht durchzulassen, als sie von diesem erfuhren, welchen Befehl er dem Hilfskorps überbringen sollte. Naheliegenderweise hatten die Russen ein Interesse daran, daß Yorck, mit dem sie die Konvention von Tauroggen geschlossen hatten, die Kommandogewalt behielt.

Auf indirektem Wege erfuhren jedoch Yorck und Kleist von dem Befehl des Königs. Nicht zuletzt durch die „Berlinischen Nachrichten" vom 19. Januar 1813, die fünf Tage später auch in Königsberg zu lesen waren. Wie Yorck im Einverständnis mit Kleist hierauf reagierte, veröffentlichte er am 28. Januar in der „Königsberger Zeitung" mit einer Erklärung: „Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitung vom 19. d. M. soll der Major und Flügel-Adjutat v. Natzmer an den Herrn General-Major v. Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den Befehl zu überbringen, mir das Commando des Königlichen Armeecorps in Preußen ab- und dagegen es selbst zu übernehmen. ... Der Herr v. Natzmer ist jedoch weder zu dem Herrn General-Major v. Kleist noch zu mir gekommen, und ich werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das General-Commando des Corps und die anderen Functionen nach den Bestimmungen der Cabinetsordre vom 20. Decbr. v. J. ferner auszuüben, als im preußischen Staate eine Zeitung bekanntlich kein officielles Staatsblatt ist, und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nöthig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen."

Doch nicht nur die Reaktion des Königs war für Yorck eine unangenehme Überraschung, sondern auch der weitere Kriegsverlauf, wobei es zwischen beiden wenigstens teilweise einen Zusammenhang gab. Trotz des Yorck am 29. Dezember 1812 mitgeteilten russischen Vorhabens, den von Macdonald befehligten Nordflügel der Grande Armée im Raum zwischen Tilsit und Königsberg einzukreisen, gelang dem französischen Marschall mit seinen Truppen der Rückzug hinter die Weichsel nach Danzig. Die russische Offensive erlahmte. Die Ursache lag teilweise im Verhalten des Preußenkönigs. Warum sollten die Russen mit Verve die Befreiung Preußens betreiben, wenn dessen König sie weiterhin als Kriegsgegner behandelte? Ihr eigenes Land, Rußland, war ja schließlich befreit. Yorck sah die Gefahr, daß die Franzosen sich im Raum zwischen Weichsel und Oder mit massiven Kräften festsetzten, dort ihre Herrschaft konsolidierten, die russische Offensive zum Stoppen brachten, die Russen sich mit der Eroberung Ostpreußens begnügten und die Weichsel zur einvernehmlichen neuen Grenze der Herrschaftsbereiche der Russen und der Franzosen wurde.

Yorck versuchte, das zu verhindern, indem er der russischen Offensive neuen Schwung gab. Hierzu griff er nun – über die Konvention von Tauroggen hinausgehend – mit seinen Truppen auf Seiten der Russen in die Kämpfe ein. Am 21. Januar 1813 erteilte er seinem Korps den Befehl, zur Deckung und Unterstützung der Russen Richtung Westen auf Elbing und Marienburg vorzurücken. Damit kämpften erstmals in diesem Kriege reguläre preußische Truppen auf Seiten Rußlands.

Er wilderte in Scapa Flow

Vor 100 Jahren wurde U-Bootkapitän Günter Prien im preußischen Osterfelde geboren

Von Hans Lody

Der überraschende Überfall auf einen befestigten feindlichen Hafen hatte bei der Royal Navy Tradition. Entschlossene Männer und wagemutige Raids (Überfälle) hatten Britannien groß gemacht. Wäre Günter Prien, der von 100 Jahren am 16. Januar 1908 im preußischen Osterfeld bei Naumburg das Licht der Welt erblickte, Brite gewesen, gäbe es auf dem Londoner Trafalgar-Platz neben der Nelson-Säule heute zu seinen Ehren ein Denkmal.

Günter Prien war zehn Jahre alt, als 1918 der Krieg verlorenging und das Kaiserreich zusammenbrach. 1923 war sein Vater tot und die Mutter durch die Inflation in großer Not. Um sie, die noch seine beiden jüngeren Geschwister ernähren mußte, zu entlasten, verließ Prien das Gymnasium, ging zur See und brachte es 1932 zum Schiffskapitän. Infolge der 1930 geplatzten US-amerikanischen Spekulationsblase krachte auch in Deutschland die Wirtschaft zusammen und machte Prien zu einem der sieben Millionen Arbeitslosen hierzulande.

In dieser Situation bot die Reichs- eine Alternative zur Handelsmarine. Zwei Drittel der Offiziersanwärter des Jahrganges 1932 kamen am 26. Juli jenes Jahres beim Untergang des Segelschulschiffes „Niobe" im Fehmarnbelt ums Leben. In den deutschen Seestreitkräften brauchte man demzufolge dringend neue Offiziersanwärter. Im Januar 1933 kam Prien als Offiziersbewerber bei der Reichsmarine unter.

Nach der „Machtergreifung" Adolf Hitlers am 30. Januar 1933 expandierte die Marine. Prien kam 1935 zur neu aufgestellten U-Bootwaffe und erhielt am 17. Dezember 1938 die Führung von U 47.

Am 1. September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. Um Deutschlands zahlenmäßig hoffnungslose Lage zur See auszugleichen, wollte der Befehlshaber der U-Boote Karl Dönitz eines seiner U-Boote in den britischen Hauptstützpunkt Scapa Flow schicken, um die britische Flotte zu dezimieren.

Prien nahm diesen Auftrag an. Er drang am 14. Oktober 1939 in Scapa Flow ein. Zu seiner Enttäuschung gab es dort nur drei größere Schiffe: das Schlachtschiff „Royal Oak", ein weiteres Schlachtschiff über dessen Identität die Briten bis heute schweigen, und ein altes Flugzeugmutterschiff. Prien feuerte aus 3000 Metern Entfernung vier Torpedos ab. Einer blieb im Rohr stecken, zwei versagten und der vierte gab lediglich eine „gedämpfte" Detonation auf das zweitgenannte Schiff ab. Auch der Hecktorpedo versagte. Prien ließ drei Bugrohre neu laden. Nun explodierten alle drei Torpedos auf der „Royal Oak". Das Schiff flog in die Luft. Die Beschreibung des zweiten torpedierten Schiffes, von dem Prien glaubte, es sei die „Repulse", traf auf vier britische Schlachtschiffe zu. Die Briten dementierten den Treffer selbst nicht, bestritten aber eine Beschädigung der „Repulse". Die Akten der Royal Navy sind dazu nicht zugänglich.

Nach solch einem Erfolg wäre in Großbritannien ein Besuch der Besatzung bei Premierminister Winston Churchill fällig gewesen. Die britische Propaganda hätte sich des Seehelden angenommen. So war es auch in Deutschland – nichts Ungewöhnliches also. Prien erhielt als erster Marineangehöriger das Ritterkreuz. Priens „Mein Weg nach Scapa Flow" wurde ein Bestseller. Es erschien später auch in England und fand dort reißenden Absatz.

Im April 1940 vor Norwegen versagten alle Torpedos von U 47. So teilte das Schlachtschiff „Warspite" das Schicksal der „Royal Oak" nicht. U 47 funkte am 6. März 1941 letztmalig. Am 23. Mai 1941 meldete der Wehrmachtsbericht den Verlust von U 47. Diese verspätete Meldung war – anders als inländische Kritiker das heute erzählen – nichts Ungewöhnliches. Die Briten handelten ähnlich.



Günter Prien: Kommandant von U 47 Foto: Archiv

Das Ostpreußenblatt

Nr. 2 – 12. Januar 2008

MELDUNGEN

Enttäuschte Hoffnungen

Königsberg – Michael Scholz, Chef der Visa-Abteilung des Deutschen Generalkonsulats in Königsberg, scheint vielen Königsbergern das Weihnachtsfest und etlichen russischen Reisebüros das Weihnachtsgeschäft verdorben zu haben. Seit dem 21. Dezember sind Litauen, Polen und weitere Länder Mitglieder der Schengen-Zone, innerhalb derer keine Visa nötig sind. In der Exklave Königsberg, von Polen und Litauen eingerahmt, glaubten viele, sozusagen auf dem Trittbrett in Europa herumreisen zu können: Eine „Schengenka" bekommen, also ein Visum für irgendein Schengenland, und die grenzenlose Reisefreiheit mit erworben. Damit warben auch Königsberger Touristikunternehmen, aber sie verbreiteten Unwahrheiten, ob mit oder ohne Absicht. Scholz erklärte die „Nuancen" der sogenannten „Ersteinreise": Wer etwa ein Visum für Polen hat, der darf ab 21. Dezember damit auch nach Malta oder Spanien reisen, muß aber die meiste Zeit in dem Land verbringen, auf das sein Visum ausgestellt ist und in das er zuerst eingereist ist. So weit, so klar. Aber wie will eine europäische Behörde überhaupt ermitteln, wo der Visumbesitzer seine Zeit verbrachte, wenn in der Schengenzone keine Visa ausgegeben und Grenzübertritts-Stempel verabreicht werden? „Diese Frage wird uns laufend gestellt", sagte Scholz, „und in vielen Fällen wird es wohl so sein, daß keine Folgen eintreten, wo es keine Kontrollen gibt. Aber unsere Grenzbehörden haben eigene Kontrollmethoden, die ich hier nicht enthüllen will." Und wer mit diesen Methoden erwischt wird, bekommt für ein Jahr kein Visum mehr. Das ist um so bitterer, als ab März 2008 die Schengen-Freiheit, die bislang nur für Reisen gilt, auch auf Flüge ausgedehnt wird. *Wolf Oschlies*

Strecke wieder in Betrieb

Johannisburg – Die Polnische Staatsbahn befährt seit Beginn dieses Jahres wieder die Strecke Ortelsburg–Johannisburg. Die Strecke nach Johannisburg stellt eine Verlängerung der Verbindung zwischen Allenstein und Ortelsburg dar. Die Fahrt dauert etwa zweieinhalb Stunden. Die Polnische Staatsbahn hatte die Verbindung zwischen Johannisburg und Allenstein am 1. Februar letzten Jahres eingestellt. Als Begründung waren fehlende Rentabilität und der mangelhafte Zustand der Gleise genannt worden.

Achtmillionster Fernseher

Königsberg – Bei dem russischen Produzenten von Unterhaltungselektronik und Haushaltsgeräten Telebalt lief der achtmillionstes Fernsehempfänger vom Band. Das 1999 gegründete Unternehmen hat mittlerweile 3000 Beschäftigte.

»Nun danket alle Gott ...«

Erster deutscher Gottesdienst in der Kirche von Heiligenwalde seit 1994 – Viel hat sich seitdem getan

Strahlender Sonnenschein begrüßte die Heiligenwalder, als sie zum zweiten deutschen Nachkriegsgottesdienst in „ihrer Kirche" im 20 Kilometer östlich von Königsberg liegenden Heiligenwalde eintrafen.

Die Arbeiten an der Kirche hatten wieder große Fortschritte gemacht. Um die vollständig renovierte Kirche hatte bereits im Oktober 2006 ein bequem gepflasterter Gehweg herumgeführt. Inzwischen war ein breiter Zufahrtsweg geschaffen worden, damit Gehbehinderte vor den Haupteingang gebracht werden können, und in der Rasenfläche vor der Kirche – der Rasen ist prächtig aufgegangen – ist ein Parkplatz für mehrere Personenkraftwagen abgeteilt worden. Ein Wasseranschluß in der Kirche erleichtert nicht nur die Reinigung, sondern ermöglicht es auch den Gästen, sich frisch zu machen.

Mit berechtigtem Stolz führten der Baumeister Viktor Michailowitsch Staruschkin und Galina Engelewna, die für die Innenausstattung verantwortlich ist, die Ergebnisse harter Arbeit vor. Die drei von ihr ausgewählten Kronleuchter, ebenfalls eine neue Errungenschaft, erhöhten die festliche Atmosphäre.

„Danke für unser Hiersein heute, danke für diese Möglichkeit." Es gibt wohl kaum einen Ort, an dem diese Worte aus dem Lied „Danke" von Martin Gotthard Schneider aus dem Jahre 1963 eine tiefere Bedeutung bekommen können. Prädikant Fritz Schwarz, ein echter Heiligenwalder, hielt den Gottesdienst und hatte die Lieder, dem Erntedankfest entsprechend, zum Dank und Lob ausgewählt. Erntedank wurde auf dem Lande besonders feierlich begangen. Die Verbundenheit mit der Natur und die Einbindung in den Jahresrhythmus führten den Menschen stets vor Augen, wo die Grenzen ihrer Möglichkeiten lagen und wann sie für höhere Hilfe danken mußten. Die Heiligenwalder konnten nur danken „für unser Hiersein heute". Es ist für diejenigen, welche die 60 Jahre Nachkriegsgeschichte bewußt miterlebt haben, immer noch ein Wunder, daß sie das Königsberger Gebiet problemlos besuchen können.



Nahmen am Gottesdienst teil: die Dolmetscherin Tamara Michailowa, Prädikant Fritz Schwarz, Galina Engelewna und die Vorsitzende des Vereins zur Erhaltung der Kirche von Heiligenwalde e.V. Bärbel Beutner (von links nach rechts) Foto: Beutner

Die Heiligenwalder waren nicht nur „hier" in ihrem Heimatdorf und in der Kirche, in der sie getauft und konfirmiert worden waren, sondern in einem Gebäude, das sich aus einer Scheune wieder in eine Kirche und in einen Festsaal verwandelt hat. Vor sechs oder sieben Jahren glaubten nur noch die Unerschütterlichen an „diese Möglichkeit", und auch sie nur noch zaghaft. Ein zehnjähriger Kampf mit den Behörden hatte gezehrt.

Das von Fritz Schwarz feinfühlig ausgewählte Dankeslied zum Beginn des Gottesdienstes schließt ein „Danke für alle guten Freunde" ein. Die Vorsitzende des Vereins zur Erhaltung der Kirche von Heiligenwalde, Dr. Bärbel Beutner, begrüßte die deutschen und russischen Besucher des Gottesdienstes und dankte besonders den russischen Freunden für die gemeinsame Arbeit an der Kirche und für die herzliche Aufnahme, welche die deutschen Heiligenwalder seit 1991 in ihrem Dorf erleben durften. Die renovierte Kirche sei die Ernte, die Frucht einer besonders glücklichen deutsch-russischen Zusammenarbeit.

Galina Engelewna dankte den deutschen Gästen dafür, daß sie die weite Reise auf sich genommen hatten, und begrüßte sie im Namen ihres verstorbenen Mannes Georg Gawrilowitsch Artemjew. Er kann als der eigentliche „Wiedererbauer" der Kirche gelten. Als Schulleiter von Heiligenwalde führte er die entscheidenden Verhandlungen, als Germa-

Fortsetzung auf Seite 16

Paten für Wolfskinder gesucht

»Edelweiß«-Mitglieder sollen 35 Euro als monatliche Zuwendung erhalten

Von Anita Motzkus

Wolfgang Freiherr von Stetten kümmert sich bereits seit 1992 um die ostpreußischen Wolfskinder in Litauen. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Deutsch-Baltischen Parlamentariergruppe lernte er den Verein „Edelweiß" kennen, in dem sich seit 1991 etwa 300 Wolfskinder selbständig zusammengeschlossen hatten. Er konnte den Wolfskindern über eigene Spenden und Sammlungen im Freundeskreis materiell Hilfe leisten. Es gelang auch, vielen zu helfen, die deutsche Staatsbürgerschaft wiederzuerlangen und ihnen die Ausreise nach der Bundsrepublik Deutschland zu ermöglichen. Übrig geblieben sind aber noch 95 Wolfskinder, die heute zwischen 65 und 75 Jahre alt sind. Sie leben letztlich in erbärmlichen Verhältnissen. Viele von ihnen können auch heute aus Mangel an psychischer und physischer Kraft noch kein Deutsch. Sie haben es entweder nicht gelernt, weil sie Kleinstkinder waren, oder es wurde ihnen ausgetrieben, und sie sind jetzt zu müde und resigniert, ihre Muttersprache zu lernen.

„Diese nicht einmal 100 Menschen verlieren auch nach 62 Jahren noch immer den Krieg", konstatiert Freiherr von Stetten, „sie fühlen sich verraten, verlassen und letztlich vom Vaterland vergessen. Der Gesundheitszustand vieler ist schlecht, die Lebenserwartungen sind nicht sehr hoch. Es ist eine Schande für den deutschen Staat, daß es trotz aller Anstrengungen nicht gelungen ist, diesen Menschen eine kleine Rente zuzusprechen."

Da auch ein weiterer Versuch von Stettens, über den Sozialminister von Nordrhein-Westfalen irgendwelche staatlichen Zuwendungen zu erreichen, fehlgeschlagen ist, hat er sich nochmals zu einer großangelegten Hilfsaktion entschlossen. Mit dieser will er erreichen, daß die Wolfskinder eine monatliche Zuwendung von 35 Euro erhalten. Dazu hat er 2000 Mitglieder einer Vereinigung, deren Präsident er ist, persönlich angesprochen. Zur Zeit ist Freiherr von Stetten dabei, auch sämtliche Präsidenten der Rotary Clubs Deutschlands ebenfalls persönlich anzuschreiben und um Hilfe zu bitten.

Er kann bereits einen ersten Erfolg melden. Für die 41 ärmsten unter den 95 Wolfskindern ist die Hilfe bereits angelaufen, für die anderen laufen die Zahlungen in Kürze auch an. Sämtliche Kosten der Verwaltung wie Porto-, Büro und Überweisungskosten werden von ihm selbst getragen, so daß wirklich jeder Cent, der gestiftet wird, den Wolfskindern zugute kommt. Freiherr von Stetten möchte erreichen, daß jedes Wolfskind 35 Euro pro Monat wenigstens für die nächsten zwei bis drei Jahre erhält. Er bittet um Mithilfe für die wenigen Deutschen in Litauen, damit die Wolfskinder auch das Gefühl haben, daß in der Bundesrepublik Deutschland noch an sie gedacht wird. Hierzu sucht er Paten, die für einen befristeten oder unbefristeten Zeitraum eine Patenschaft für ein Wolfskind in Litauen übernehmen und dafür einen monatlichen Festbetrag spenden oder eine einmalige Spende leisten möchte. Der Pate beziehungsweise Spender erhält auf Wunsch die Adresse des Patenkindes.

Freiherr von Stetten bringt das harte Schicksal der Wolfskinder in der Nachkriegszeit auf den Punkt: „Allen Wolfskindern gemeinsam ist, daß sie in den Kriegs- und Nachkriegswirren ihre Eltern verloren haben, weil diese erschossen, erschlagen, erfroren oder verhungert sind. Sie flohen zur Nahrungsbeschaffung nach Litauen und versteckten sich tagsüber in den Wäldern, um nicht aufgegriffen zu werden. Nachts bettelten sie, während in den Wäldern die Wölfe heulten. Litauern war es verboten, ‚Faschistenkinder' aufzunehmen. Wenn sie es dennoch taten, liefen sie Gefahr bestraft zu werden. Deshalb verboten sie den Kindern, insofern diese sprechen konnten, deutsch zu reden."

Nähere Informationen erteilt gerne das Sekretariat Dr. Wolfgang Frhr. v. Stetten, Stichwort „Wolfskinder", 74653 Künzelsau, Fax (0 79 40) 5 53 89.

»Nun danket alle Gott ...«

Fortsetzung von Seite 15

nist bildete er die Verbindung zwischen den russischen und den deutschen Einsatzkräften, als Publizist erweckte er das öffentliche Interesse an dem Baudenkmal. Die Trauer aller Anwesenden darüber, daß er, 2006 verstorben, diesen Gottesdienst nicht mehr miterleben konnte, wandelte Fritz Schwarz in seiner Predigt in einen Dank dafür um, „daß wir viele Jahre lang unseren lieben Freund ... unter uns hatten.“ Die Kirche sei sein Lebenswerk gewesen. „Verantwortungsvoll hat er vor seinem Heimgang die Arbeit in die Hände seiner Frau Galina Engelewna übergeben.“

Es war der erste deutsche Gottesdienst in der Kirche von Heiligenwalde seit 1994. Damals hatten Deutsche und Russen das 650. Gründungsjahr der Kirche und des Dorfes gefeiert, damals vor einem Haufen Getreide, was alle als gutes Omen ansahen, bei mit Brettern vernagelten Fenstern und zugemauerten Eingängen. Nun schien die Sonne durch die bunten Fenster mit dem Kreuz in den hellen Kirchenraum.

Fritz Schwarz traf genau diesen Erntesegen mit seinen Worten: „Am Erntedankfest gedenken wir nicht nur der Früchte des Feldes, sondern auch der Werke, die durch die Arbeit vieler Hände geschaffen wurden, die Gott gesegnet hat uns Menschen zu Gute.“

Der Predigttext aus der Bergpredigt enthielt die Worte: „Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo sie weder Motten noch Rost fressen“, eine schwierige Aufgabe für den Prediger zum Erntedank. „Ich denke jetzt konkret an die Begegnungen mit den Menschen, die jetzt hier wohnen und uns, den ehemaligen Bewohnern freundschaftlich begegnen, auch wenn wir zwei verschiedene Sprachen sprechen“, sagte Fritz Schwarz. „Wenn wir auch dies als ein Geschenk Gottes verstehen, das uns aus seiner Liebe heraus zugefallen ist, so können wir aus voller Dankbarkeit heraus Erntedankfest feiern.“

Diese „Schätze im Himmel“ wurden auch ganz irdisch bei einem reich gedeckten Tisch in der Heiligenwalder Schule gefeiert. „Für die Gäste das Beste“ – dieser ostpreußische Leitspruch hat bis heute seine Gültigkeit behalten. Die russischen Gastgeberinnen hatten ihre Spezialitäten zubereitet: die berühmte Fischsuppe, die „ucha“ aus Karpfen, schmackhafte Salate und raffiniert bestrichene „butterbrodi“. Wodka und Konfekt durften nicht fehlen.

Auch diese fröhliche Tischgemeinschaft war ein „Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret“, wie man in der Kirche gesungen hatte. *B. B.*



„Für die Gäste das Beste“: Festessen in der Schule von Heiligenwalde im Anschluß an den Gottesdienst Foto: Beutner

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

das Schicksal der in Königsberg lebenden **Galina Podistowa** – die wir lieber mit ihrem Vornamen **Erika** benennen wollen, weil wenigstens der authentisch ist –, von dem wir in der Weihnachtsausgabe berichteten, hat viele Gemüter bewegt. Und zu einigen Hinweisen geführt, die schon interessant sind. Es geht vor allem um den Nachnamen „**Pulwintzkiz**“, der – wie ich schrieb – ursprünglich nicht so gelautet haben dürfte. Dazu schreibt Herr Dr. **Wolfgang Klein** aus Schwörstadt: „Der Name dürfte, wenn überhaupt, wohl in Ostpreußen sehr selten sein. Bei den mir vorliegenden Namenslisten taucht er überhaupt nicht auf, was allerdings nicht viel aussagt. Nach meinen in der damaligen Sowjetunion gemachten Erfahrungen ist es sehr häufig oder fast immer bei Namensgebungen zum ‚Verschreiben‘ gekommen. Ich war auch bei derartigen ‚Aufstellungen‘ dabei, da ich oft als ‚Dolmetscher‘ angesprochen wurde. Es lag einfach bei dem Aufnehmenden an der Unkenntnis beim Schreiben selbst. Dazu kamen die fehlenden deutschen Sprachkenntnisse und die Willkür des Schreibers. Bei Kindern und auch Erwachsenen wurde meistens der Zusatz ski, zki, ki oder auch ska, zka, owa und ka vorgenommen, da es in den Ohren des Schreibers besser klang. Es ist also gut möglich, daß das Kind auch **Pullwitt** geheißen mag. Dieser Name tritt zum Beispiel in Königsberg, Seepothen, Saalfeld (Mohrungen) und Deutschendorf in einigen Fällen auf.“ Vielen Dank, lieber Herr Dr. Klein, für diese Ausführungen. Sie meinen, diese seien für uns keine große Hilfe. Aber ja doch, sie bestätigen vor allem, daß der deutsche Name durch eine mehr oder minder bewußte Änderung des Registrierenden geändert worden ist.

Auf meine sehr vage Vermutung, daß der Name „**Pulwinzkis**“ oder „**Purwinskies**“ gelautet haben könnte, ging unser Leser **Klaus-Dieter Gehlhaar** aus Erlangen ein. „Ich kam spontan auf die Idee, daß es sich um **Erika Purwiens** handeln könnte. Erika könnte das dritte Kind der Familie Purwiens sein, die bis 1944 in Memel in der Tilsiter Straße 34 gewohnt hat. Der Vater war seit Kriegsbeginn Soldat. Die Familie hatte drei Kinder, das Älteste war ein Junge mit Namen **Siegfried** oder **Helmut**, an die Vornamen der beiden jüngeren Mädchen kann ich mich nicht erinnern. Zu Purwiens und **Bergaus** hatten wir herzlichen, aber doch etwas distanzierten Kontakt. Ich erinnere mich, daß der Weihnachtsmann gemeinsam zu Purwiens und uns kam. Mit dem Sohn habe ich gespielt, da er einen Trix-Baukasten hatte. Ich vermute, daß der Vater einen technischen Beruf hatte, aber nicht bei der Schichau-Werft arbeitete. Unsere Familie wurde im August 1944 evakuiert. Wir Kinder bekamen ein Holztäfelchen mit Namen und Adresse um den Hals. Die Purwiens und andere im Haus wohnende Memelländer blieben noch, sie wollten zu ihren Verwandten aufs Land ziehen, denn die Evakuierung sollte nur vier Wochen dauern! Da die Zivilbevölkerung von Memel zur Gänze aus der Stadt fliehen konnte, vermute ich, daß die Familie Purwiens in Richtung Königsberg geflohen ist. Wir, meine Mutter und ich, waren im Herbst 1944 noch einmal in Memel, niemand wohnte mehr in dem leerstehenden Haus. Das jüngste Mädchen der Purwiens – Erika? – könnte 1943 geboren sein, da es kleiner als meine Schwester war, die 1944/45 schon laufen konnte. Mein spontanes Empfinden ist sicher absurd, aber hier in Bayern meint man: Es gibt nichts, was es nicht gibt und der Zufall ist ‚mehrerer‘ als man denkt!“

„Mehrerer als man denkt“ ist er auch in unserer Ostpreußischen Familie, lieber Herr **Gehlhaar**, aber ob er diesmal zutrifft, ist doch sehr fraglich. Dabei geht es weniger um den Namen als um das Kindesalter. Selbst wenn das jüngste Mädchen 1943 geboren wurde, kann es nicht Erika gewesen sein, da es laut Eintragung 1946 geboren wurde. Dieses Datum ist zwar auch mit einem Fragezeichen versehen, die Geburt könnte Ende 1945 gewesen sein, aber auch dann liegt ein erheblicher Altersunterschied vor. Gerade im Kleinkind-Alter würde sich der bemerkbar machen, obgleich die 1948 nach Königsberg gebrachten Kinder ja alle unterernährt und im Wachstum zurückgeblieben waren. Immerhin: Wir sind dankbar für jedes Puzzlesteinchen in diesem schwierigen Suchmosaik. Dazu gehört auch der Hinweis von Herrn **Dietmar Wrage** auf das Miliz-Archiv in Königsberg. Wir bleiben am Ball!

Und jetzt kommt etwas sehr Interessantes: Unser Leser **Hartmut Nebelsiek** aus Reinhardshagen berichtet von einem ähnlichen Fall. Bei seinem ersten Besuch in Königsberg im Jahre 1991 sprach ihn ein Passant an, der sich **Erik Sperik** nannte. Er schilderte Herrn Nebelsiek in deutscher Sprache sein Schicksal: Er hieße eigentlich Erich **Speer** und hätte sich niemals damit abgefunden, ein Russe zu sein. Bei dem Gespräch wurde auch der Name „**Brandenburg**“ erwähnt, der allerdings bei den Nachforschungen von Herrn Nebelsiek auf einen falschen Weg führte. Denn er glaubte, daß sich das erwähnte Lager, von dem Herr Speer sprach, im ostpreußischen Brandenburg am Frischen Haff befunden hätte. Dieser Irrtum führte in eine Sackgasse, Herr Nebelsiek kam nicht weiter. Nun machte ihn Erikas Schicksal hellhörig. Mit Sicherheit dürfte es sich auch in diesem Fall um das deutsche Lager Brandenburg handeln. Herr Nebelsiek nannte uns einige möglichen Kontaktadressen und übersandte uns seine gesammten Unterlagen über Erik Speer / Sperik, die leider alle in russischer Sprache gehalten sind. Wir brauchen also noch einige Zeit, bis wir Näheres sagen können. Aber es dürften sich unter unseren Lesern auch mögliche Informanten befinden, die Kontakt zu Erik Speer / Sperik hatten und vielleicht noch haben.





Ruth Geede Foto: privat

Es gäbe noch so viel von Reaktionen auf unsere letzten Wünsche zu berichten, und das werde ich auch noch, aber jetzt muß ich doch zu neuen Fragen kommen, sonst schmoren die zu lange in meinem Krepsch. Da übergebe ich zuerst Frau **Marlies Völkel** aus Erndtebrück das Wort: Sie möchte wissen, wo das Geburtshaus ihrer Mutter **Anna** geborene **Seusker** in Szittkehmen, Kreis Goldap, später Wehrkirchen, stand oder vielleicht noch steht. Frau Völkel ist auf der Suche nach ihren Wurzeln zusammen mit ihrem Mann in die mütterliche Heimat gereist, sie hat einen Teil der „Ostpreußenfamilie“ kennengelernt und wurde sehr herzlich aufgenommen. Aber ihre Suche nach dem mütterlichen Stammhaus blieb erfolglos, deshalb wendet sie sich an uns. Und da Szittkehmen ja mit fast 1300 Einwohnern ein größerer Ort war und die Goldaper besonders rührig sind, dürfte sie einige brauchbare Hinweise bekommen – falls nicht alles doch zu lange her ist. Denn Anna Seusker und ihre Zwillingsschwester **Charlotte** wurden am 23. November 1917 im Haus ihrer Großmutter **Henriette Dzewas**, * 1867, geboren. Diese, eine geborene **Kosakowski** aus Ballupönen-war, war mit **Friedrich Dzewas** aus Dobawen verheiratet. Dort wurde auch die Mutter der Zwillinge, **Henriette Charlotte** Dzewas, 1895 geboren. Die Familie zog etwa 1913/14 nach Szittkehmen. 1915 heiratete die Tochter in Westfalen und zog zu ihrem Mann. Da ihr Mann an der Front war, ging sie zur Geburt ihrer Zwillinge nach Skittkehmen. Als die Kinder reisefähig waren, kehrte sie nach Westfalen zurück. Dorthin zog Mitte der 20er Jahre auch die Großmutter, denn auch ihre anderen Kinder – **Fritz**, **Wilhelm**, **Minna** und **Anna** Dzewas sowie **Otto Kosakowski** – waren aus Ostpreußen fortgegangen. Da niemand der Familie in Szittkehmen zurückblieb, ist das Haus wohl verkauft worden. Frau Völkel schreibt: „Als ich Kind war, wurde sehr viel von Ostpreußen erzählt, aber es war ja so weit weg und niemand fuhr mehr dorthin. Ich habe schon mit einigen Leuten gesprochen, auch aus Skittkehmen, aber niemand konnte mir eine Antwort geben.“ Vielleicht jetzt? (Marlies Völkel, Birkenweg 11 in 57339 Erndtebrück, Telefon 0 27 53 / 25 20.)

Die Frage unserer Leserin **Ulrike Sölter** führt in ein kaum bekanntes Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte, nach Schwarzenberg im Erzgebirge. Dieses abseits gelegene und von den US-amerikanischen und russischen Truppen „vergessene“ Gebiet wurde am 8. August 1945 zur „Republik Schwarzenberg“ ausgerufen. Die dorthin geflüchteten Vertriebenen sollten ausgewiesen werden. Das bedeutete auch für Ulrike Sölter, ihre Mutter und ihre Geschwister eine erneute Vertreibung. Denn die aus Lötzen stammende Familie Gomm war von ihrem letzten Wohnort Wehlau zuerst nach Berlin, dann nach Beierfeld, einem Ortsteil von Schwarzenberg, geflüchtet. Nun sollten sie zusammen mit anderen Heimatlosen am 20. August 1945 mit einem „Deportationszug“ ihr Asyl verlassen – mit unbekanntem Ziel! Kurz vor Abfahrt des Zuges nahm **Charlotte Gomm** ihre Kinder und zog weiter in Richtung Thüringen. So wurden sie vor der Ausweisung gerettet. Nun wurde dieses Kapitel ihrer Lebensgeschichte für Ulrike Sölter wieder lebendig, als sie das Buch „Die Schwarzenberg-Utopie“ in die Hand bekam, in dem die Deportation zahlenmäßig belegt wird: Nach Kriegsende 1945 waren 33 Prozent der Bewohner im Raum Schwarzenberg Flüchtlinge, beim Jahreswechsel nur noch etwa vier Prozent! Frau Sölter setzte sich mit der Autorin **Leonore Lobeck**, die das Buch im Auftrag des Sächsischen Landesbeauftragten für Stasi-Unterlagen erstellt hatte, in Verbindung und übergab ihr die Aufzeichnungen ihrer Mutter über diese Zeit. Frau Lobeck ist nun sehr interessiert an weiteren Informationen über den Ausweisungszug, der die Flüchtlinge in Richtung Osten gebracht haben soll – in plombierten Wagen tagelang eingeschlossen, ohne Essen und Trinken. Frau Sölter hatte auf einem Heimattreffen vor etwa zwölf Jahren einen Wehlauer kennengelernt, der als Kind in diesem Zug gewesen war – leider hatte sie nicht seine Anschrift und alles Suchen verlief im Sande. Dieser Landsmann und alle, die mit diesem Zug oder weiteren Transporten ausgewiesen wurden – wohin? – sind nun aufgerufen, sich bei Frau Sölter zu melden, damit Frau Lobeck diesen Teil der Geschichte Schwarzenbergs aufarbeiten kann. Sicher werden in den Zügen auch Flüchtlinge aus anderen Regionen, vor allem Schlesien, gewesen sein. Auch sie sind angesprochen. (Ulrike Sölter, Bunzlauer Weg 8 in 37085 Göttingen, Telefon 05 51 / 7 69 88.)

Um Bahnhöfe geht es für unseren Leser **Rainer Spohr** aus Kassel. Natürlich um ostpreußische, und das hat seinen Grund: Herr Spohr, Mitglied der Ostpr.-Westpr. Landsmannschaft Kassel, möchte am 4. März 2008 ein Referat halten, Thema: Ostpreußen, August 1914. Dazu möchte er ein Anschauungsmodell bauen. Hierfür sucht er Fotos und Pläne von ostpreußischen Bahnhöfen aus jener Zeit. Ich glaube, Herr Spohr wird sich über mangelnde Zuschriften nicht beklagen können. (Rainer Spohr, Nordshäuser Straße 46 in 34132 Kassel, Telefon 0 5 61 / 60 12 32, E-Mail: snootyfox@gmx.de.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„**Unsere Familie**“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wir gratulieren ...

ZUM 98. GEBURTSTAG

Martens, Emmy, **geb. Dziobaka,** aus Gr. Grablick, Kreis Lötzen, jetzt Büdinger Straße 9, 61118 Bad Vilbel, am 18. Januar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Steiner, Eva, **geb. Nießen,** aus Neidenburg, jetzt Holtenser Landstraße 1, 31787 Hameln, am 13. Januar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Klautke, Gertrud, **geb. Grundmann,** Veneien, Kreis Mohrungen, jetzt Finkenweg 1, 51789 Lindlar, am 26. Dezember

Magunski, Helene, **geb. Müller,** aus Wehlau, Lindendorfer Straße, jetzt Kirchstraße 8, 40789 Monheim, am 17. Januar

Matzkewitz, Herbert, aus Wehlau, Kleine Vorstadt, jetzt Neidenburger Straße 24, 31141 Hildesheim, am 16. Januar

Mohr, Gertrud, **geb. Stein,** aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Hesekielstraße 7 a, 39112 Magdeburg, am 18. Januar

Schwalm, Martha, **geb. Janzowski,** aus Waiselhöhe, Kreis Neidenburg, jetzt Ahornstraße 1, 39291 Friedensau, am 7. Januar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Döring, Edith, **geb. Stattaus,** aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Essener Weg 1, 35428 Langgöns, am 19. Januar

Faut, Irmgard, **geb. Lasarzik,** aus Treuburg, Mühlenstraße 3, jetzt Am Berg 15, 66849 Landstuhl, am 15. Januar

Janowski, Erika, **geb. Bahr,** aus Lyck, jetzt Holtenauer Straße 291, 24106 Kiel, am 20. Januar

Weber, Ernst, aus Omulefofen, Kreis Neidenburg, jetzt Neisserstraße 67, 32339 Espelkamp, am 8. Januar

Westphal, Hildegard, **geb. Dolenga,** aus Lyck und Kleschen, Kreis Treuburg, jetzt Warburghof 3, 30627 Hannover, am 20. Januar

Zink, Marie, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Siebenbürgenweg 51, 40591 Düsseldorf, am 20. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Kilian, Helene, **geb. Kontorowitz,** aus Soldau, Kreis Neidenburg, jetzt Sondenerstraße 3, Haus Veit, 57462 Olpe, am 1. Januar

Krafzik, Erna, **geb. Mitros,** aus Lyck, Bismarckstraße 52, jetzt Walnußstraße 21, 48531 Nordhorn, am 18. Januar

Lange, Hedwig, **geb. Eckert,** aus Omulefofen, Kreis Neidenburg, jetzt Wildunger Straße 2, 35114 Haina-Löhlbach, am 8. Januar

Sarg, Helene, **geb. Wielgoss,** aus Neu-Ukta, Kreis Johannisburg, jetzt Schillerstraße 40, 39218 Schönebeck, am 5. Januar

Schlacht, Martha, **geb. Bolz,** aus Weinsdorf, Kreis Mohrungen, jetzt Schützenstraße 76, 42281 Wuppertal, am 2. Januar

Schmidt, Hildegard, **geb. Milbrecht,** aus Kreis Elchniederung, jetzt Ostpreußenweg 18, 29549 Bad Bevensen, am 17. Januar

Sohn, Inge, **geb. Grade,** aus Königsberg, jetzt Rathausstraße 6, 49497 Mettingen, am 19. Januar

Wesel, Elisabeth, **geb. Durnio,** aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Auf dem Weinberg 2, 34516 Viöl, am 14. Januar

Winkler, Edith, **geb. Wedel,** aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Dr.-Krauß-Straße 28 A, 92318 Neumarkt, am 15. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bendrick, Kurt, aus Lötzen, jetzt Mühle 110, 42369 Wuppertal, am 15. Januar

Conrad, Irma, aus Standeslawo, jetzt Lippstädter Straße 3, 28277 Bremen, am 14. Januar

Jung, Bringfriede, **geb. Peglow,** aus Lötzen, Kreis Neidenburg, jetzt Bahnhofstraße 33 b, 74864 Fahrenbach, am 5. Januar

Radek, Friedrich, aus Hartwigswalde, Kreis Neidenburg, jetzt Herztorstraße 20, 37359 Großbartloff, am 15. Januar

Symanek, Helene, aus Sprigsten, Kreis Lötzen, jetzt Ketteler Straße 9, 63179 Obertshausen, am 16. Januar

Wenzel, Helga, **geb. Marreck,** aus Kreis Elchniederung, jetzt Neue Reihe 15, 38448 Wolfsburg, am 14. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Burk, Martha, **geb. Kellermann,** aus Herzogshöhe, Kreis Treuburg, jetzt Dorfstraße 67, 25842 Langenhorn, am 20. Januar

Dzingel, Elfriede, **geb. Karaschewski,** aus Seedranken, Kreis Treuburg, jetzt Alfred-Thiele-Straße 40 B, 01159 Dresden, am 20. Januar

Graw, Frieda, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Straße des Friedens 12, 15848 Görsdorf, am 16. Januar

Kasparek, Ottilie, **geb. Kosik, verw. Ukat,** aus Rettkau, Kreis Neidenburg, jetzt Graudenzer Weg 3, 22049 Hamburg, am 4. Januar

Klimaschewski, Hildegard, **geb. Woydak,** aus Langenheide, Kreis Lyck, jetzt Oststeinbeker Weg 122, 22117 Hamburg, am 17. Januar

Mutschke, Wilhelm, aus Neidenburg, jetzt Bochumer Straße 1 A, 10555 Berlin, am 15. Januar

Piwek, Martha, **geb. Jeroch,** aus Soffen, Kreis Lyck, jetzt Krokocie 21, PL 19-300 Elk, Polen, am 15. Januar

Wiemer, Hans, aus Raschen, Kreis Ebenrode, jetzt Haus Nr. 55, 78736 Trichtingen, am 14. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Bednarz, Hermann, aus Lehmanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Hohe Feld 62, 28755 Bremen, am 19. Januar

Fischkal, Gertrud, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Förstereiweg 6, Haus der Hüttener Berge, 24358 Ascheffel, am 16. Januar

Joseph, Hedwig, **geb. Boersch,** aus Schapten, Kreis Ebenrode, jetzt An der Muldenaue 47, 04509 Roitschjora, am 14. Januar

Kohnert, Lisbeth, **geb. Kanschat,** aus Neuschleuse, Kreis Elchniederung, jetzt Schopstraße 25, 20255 Hamburg, am 15. Januar

Losereit, Walter, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Friedrichstraße 9, 28832 Achim, am 14. Januar

Weiß, Gerda, **geb. Weiß,** aus Starkenberg, Langhöfel Dorf, Kreis Wehlau, jetzt Sullinger Straße 8, 28857 Syke, am 16. Januar

Zander, Auguste, **geb. Hochleitner,** aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Henschelstraße 21, 34127 Kassel, am 19. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Bisges, Gertrud, **geb. Lasarzewski,** aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Grabelohstraße 204, 44892 Bochum, am 20. Januar

Braun, Ilse, **geb. Winkler,** aus Ortelsburg, jetzt Hirtenstraße 55, 20535 Hamburg, am 20. Januar

Drebot, Gertrud, **geb. Seidler,** aus Bieberswalde, Kreis Wehlau, jetzt 13. Wardourstreet, Bedfort, Nova Scotia, am 16. Januar

Falk, Rudolf, aus Gelitten, Kreis Treuburg, jetzt Aussiedlerhof, 35327 Ulrichstein, am 18. Januar

Feike, Ursula, **geb. Adamski,** aus Duneiken, Kreis Treuburg, jetzt Ahornstraße 10, 26655 Westerstede, am 15. Januar

Ferner, Helene, **geb. Kowalzik,** aus Treuburg, Bahnhofstraße, jetzt Scharnhorststraße 30, 46535 Dinslaken, am 15. Januar

Gayko, Herberg aus Steinburg, Kreis Lyck, jetzt Feuerbach 5, 31787 Hameln, am 16. Januar

Gerewitz, Emma, **geb. Schuran,** aus Saiden, Kreis Treuburg, jetzt An der Steinkante 11, 63225 Langen, am 18. Januar

Getzlaff, Irmgard, **geb. Höfer,** aus Gehlenburg-Abbau, Kreis Johannisburg, jetzt 4 Brant Road Jonstown, New York 12095-3225, am 15. Januar

Grune, Waltraud, **geb. Patz,** aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Scheidweg 17, 35580 Wetzlar, am 16. Januar

Kaminski, Erich, aus Wilhelmsthal, Kreis Ortelsburg, jetzt Markenstraße 63, 45899 Gelsenkirchen, am 14. Januar

Knorr, Meta, **geb. Knorr,** aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Am Vogelsang 14, 42929 Wermelskirchen, am 16. Januar

Kosakowski, Hertha, **geb. Jelonneck,** aus Baitenberg, Kreis Lyck, jetzt Bannenberg 5 a, 44369 Dortmund, am 20. Januar

Kröhnert, Gerda, **geb. Kröhnert,** aus Schwanensee, Kreis Elchniederung, jetzt Evastraße 3 B, 22089 Hamburg, am 15. Januar

Kudritzki, Bernhard, aus Gutten, Kreis Treuburg, jetzt Barbara-Uthmann-Ring 170, 09456 Annaberg, am 19. Januar

Kuhr, Meta, **geb. Schidlowski,** aus Mägdeberg, Kreis Elchniederung, jetzt Königsberger Straße 23, 29378 Wittingen, am 18. Januar

Kurreck, Helmut, aus Rameckfelde, Kreis Lyck, jetzt Margaretenstraße 16, 87488 Betzigau, am 14. Januar

Lange, Margarete, **geb. Czaplinski,** aus Treuburg, Goldaper Straße 20, jetzt Hölderlinstraße 14, 73274 Notzingen, am 20. Januar

Lasarek, Willy, aus Bartendorf, Kreis Lyck, jetzt In den Schießgärten 3, 73278 Schlierbach, am 19. Januar

Leiss, Irmgard, **geb. Liss,** aus Bartendorf, Kreis Lyck, jetzt Georgstraße 12, 64521 Groß-Gerau, am 20. Januar

Luszek, Bruno, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Sommerlandstraße 5, 83233 Bernau / Chiemsee, am 16. Januar

Motzkus, Gerda, **geb. Glaw,** aus Moterau, Kreis Wehlau, jetzt Schopfelnweg 19, 78199 Bräunlingen, am 19. Januar

Müller, Edith, **geb. Hildebrandt,** aus Gr. Degesen, Kreis Ebenrode, jetzt Hauptstraße 38, 67823 Unkenbach, am 15. Januar

Müller, Marzella, **geb. Zaleike,** aus Schirrau, Kreis Wehlau, jetzt Hempbergstraße 29 A, 25462 Rellingen, am 20. Januar

Müller, Otto, aus Hohenfried, Kreis Ebenrode, jetzt Stückenberg 52, 24226 Heikendorf, am 18. Januar

Rohde, Hans, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Theresienfeld 24, 95659 Arzberg, am 20. Januar

Scheller, Hildegard, **geb. Dronsek,** aus Hennenberg, Kreis Lyck, und Wiesenfelde, Kreis Treuburg, jetzt Bäckerstraße 1, 38162 Cremlingen, am 16. Januar

Schmidt, Gerhard, aus Kleeburg, Kreis Elchniederung, jetzt Elfringhäuser Weg 10, 34477 Twistetal, am 18. Januar

Schulz, Erna, geb. **Wollenin,** aus Johannisburg, jetzt Am Teich 12, 23701 Röbel, am 18. Januar

Sperling, Ida, **geb. Krolzik,** aus Neidenburg, Heidbergstraße 63, jetzt Bonhoefferstraße 68, 44803 Bochum, am 11. Januar

Truxius, Liesbeth, **geb. Czarnetzki,** aus Gartenau, Kreis Neidenburg, jetzt Dresdener Straße 15, 40822 Mettmann, am 13. Januar

Völkner, Gerhard, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ridderser Weg 48, 25551 Hohenlockstedt, am 18. Januar

Wenzelowski, Hedwig, **geb. Malonek,** aus Krokau, Kreis Neidenburg, jetzt Hollacker 15, 45894 Gelsenkirchen, am 7. Januar

Winkelmann, Gertrud, **geb. Scheidereiter,** aus Ruddecken, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt An der Eick 13, 42477 Radevormwald, am 7. Januar

Zilkenat, Elfriede, **geb. Zymak,** aus Flammberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Stendaler Straße 28, 39590 Tangermünde, am 14. Januar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bartikowski, Hildegard, **geb. Wondzinski,** aus Skurpien, Kreis Neidenburg, jetzt Windhorststraße 6, 49740 Haselünne, am 3. Januar

Berkau, Walter, aus Klein Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Richard-Wagner-Straße 54, 82049 Pullach, am 19. Januar

Doliwa, Gerhard, aus Klein Sakrau, Kreis Neidenburg, jetzt Kirchenheide 23, 22395 Hamburg, am 4. Januar

Dzeya, Walter, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, jetzt Claussenstraße 10, 27570 Bremerhaven am 19. Januar

Ehlers, Ingrid, **geb. General,** aus Hoheneiche, Kreis Elchniederung, jetzt Berliner Straße 9, 25782 Tellingstedt, am 17. Januar

Engels, Margarete, **geb. Weiß,** aus Parnehnen, Agnesenhof, Kreis Wehlau, jetzt Bahnhofstraße 19, 58579 Schalksmühle, am 20. Januar

Erdt, Erika, **geb. Staschko,** aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt Pommernweg 8, 42651 Solingen, am 19. Januar

Frauböse, Hertha, **geb. Zimmermann,** aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Am Bogen 7, 13589 Berlin, am 20. Januar

Achtung! Adressänderung!

Hamburg – Ab dem 15. Februar 2008 haben die Landsmannschaft Ostpreußen sowie die *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt* eine neue Anschrift. Sämtliche Briefpost bitte ab diesen Zeitpunkt an die Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg.

Geänderter Anzeigenschluß

Hamburg – Der Anzeigenschluß für die Ausgabe 4 der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* ist Dienstag, 15. Januar, 17 Uhr.

Funk, Walter, aus Königsberg, Lübeckerstraße 4, jetzt Galgenberg 24, 22880 Wedel / Holstein, am 17. Januar

Gresch, Wilhelm, aus Neidenburg, Grünflurstraße 7, jetzt Schwalbenstraße 3, 58285 Gevelsberg, am 10. Januar

Henschel, Rudolf, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Brandengerstraße 11, 14641 Wustermark, am 20. Januar

Kassebaum Ursula, **geb. Kruppka,** aus Posenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Görtzer-Straße 4, 39218 Schönebeck, am 5. Januar

König, Gisela, geb. **Borowski,** aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Emilienstraße 3, 20255 Hamburg, am 18. Januar

Konrad, Robert, aus Lenzendorf, Kreis Lyck, jetzt Rhiemsweg 70, 22111 Hamburg, am 15. Januar

Kotschenreuther, Maria, **geb. Wielinski,** aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt Willi-Bredelstraße 7/31, 04279 Leipzig, am 26. Dezember

Kulsch, Artur, aus Zimmerbude, Kreis Samland, jetzt Mühlstraße 24, 06749 Bitterfeld, am 14. Januar

Lojewswki, Günter, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Froweinstraße 14, 42105 Wuppertal, am 14. Januar

Makowka, Lotte, aus Lehmanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Av.-De-Mont-Goulin 23, 1008 Prilly, Schweiz, am 14. Januar

Neben, Hildegard, aus Scharnau, Kreis Neidenburg, jetzt Harburgerstraße 22, 21218 Seevetal, am 5. Januar

Nehrke, Günter, aus Königsberg, Hansastraße, jetzt Hauptstraße 94, 69517 Gorxheimertal, am 8. Januar

Nesyt, Annemarie, geb. **Fahl,** aus Neidenburg, jetzt Am Rosengarten 16, 91217 Hersbruck v. d. Peg, am 15. Januar

Oberberg, Else, **geb. Kremin,** aus Grammen, Kreis Ortelsburg, jetzt Jürgen-Hardev-Straße 27, 25746 Heide, am 17. Januar

Otto, Philip, aus Horn, Kreis Mohrungen, jetzt Knüllkamp 2, 22549 Hamburg, am 31. Dezember

Pohl, Margarete, **geb. Kalaschewski,** aus Paterswalde, Kreis Wehlau, jetzt Tannenstraße 8, 23569 Lübeck, am 15. Januar

Rahlke, Maria, **geb.** Annuss, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Klosterhagen 21, 21029 Hamburg, am 14. Januar

Rekendt, Lydia, **geb. Broszonn,** aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Große Gartenstraße 13 B, 21698 Harsefeld, am 16. Januar

Robl, Erika, aus Königsberg, jetzt Kolpingstraße 14, 49413 Dinklage, am 20. Januar

Sadowski, Heinz, aus Wilhelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Geschwister-Scholl-Straße 10, 59558 Lippstadt, am 5. Januar

Sanner, Irmgard, **geb. Ballay,** aus Moddelkau, Kreis Neidenburg, jetzt Freiherr-von-Stein-Straße 7, 56410 Montabaur, am 11. Januar

Schulz, Manfred, aus Lötzen, jetzt Baumweg 6, 24113 Kiel, am 20. Januar

Weigel, Albert, aus Hamerudau, Kreis Ortelsburg, jetzt Gartenstraße 35, 33818 Leopoldshöhe, am 17. Januar

Wirth, Arthur, aus Groß Hanswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Kamerland 2, 25358 Sommerland, am 20. Dezember

Zaenker, Erna, **geb. Peitsch,** aus Saberau, Kreis Neidenburg, jetzt Baustraße 30, 31785 Hameln, am 19. Januar

Zanker, Erika, **geb. Pohl,** aus Ortelsburg, jetzt Oberkrone 16, 58455 Witten, am 19. Januar

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 12. Januar, 21.10 Uhr, n-tv: Der Fall Himmler.

Sonntag, 13. Januar, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 13. Januar, 20.15 Uhr, ZDF: Krieg und Frieden (3/4).

Sonntag, 13. Januar, 23.45 Uhr, ZDF: Verschwunden in Stalins Reich.

Dienstag, 15. Januar, 20.15 Uhr, ZDF: Meine Heimat – Deine Heimat. „Kaliningrader Klopse".

Dienstag, 15. Januar, 20.15 Uhr, RBB: Stalingrad – Der Kessel.

Dienstag, 15. Januar, 21 Uhr, Arte: Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt! – Volkskrankheit Depression.

Mittwoch, 16. Januar, 20.15 Uhr, ZDF: Krieg und Frieden (4/4).

Mittwoch, 16. Januar, 21 Uhr, Arte: Angriff auf Pearl Harbor – Das Rätsel um den ersten Schuß.

Mittwoch, 16. Januar, 21.50 Uhr, Arte: Tödliche Übung – Der D-Day in Gefahr.

Mittwoch, 16. Januar, 22.05 Uhr, N24: München 1972 – Tage des Terrors.

Mittwoch, 16. Januar, 23.30 Uhr, ARD: Und plötzlich ist das Haus weg – Wie Sparkassen die Kredite kleiner Leute verscherbeln.

Donnerstag, 17. Januar, 20.15 Uhr, NDR: Länder – Menschen – Abenteuer. Ostpreußens Norden.

Donnerstag, 17. Januar, 22.30 Uhr, N24: Die Hindenburg – Technik einer Legende.

Freitag, 18. Januar, 20.15 Uhr, 3sat: Die Kinder der Flucht – Wolfskinder (2/3).

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Ludwigsburg – Dienstag, 22. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Stammtisch in den „Kronstuben", Kronenstraße 2.

Stuttgart – Mittwoch, 23. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, großer Saal, Schloßstraße 92. Zusammen mit der Frauengruppe wird es ein Faschingsnachmittag geben. Lm. Binder wird mit Akkordeon und Gesang – wie gewohnt – für Faschingsstimmung sorgen. Gute Laune und Solobeiträge (so vorhanden) sind mitzubringen. Dekor, Pappnasen und so weiter sowie Kuchen und Gebäck sind auch erwünscht. Gerne begrüßt werden auch mitmachfreudige Gäste.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Memmingen – Mittwoch, 16. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Weißes Roß.

München Nord / Süd – Freitag, 11. Januar, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus des Deutschens Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. – Sonnabend, 26. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München, zur gemeinsamen Kaffeetafel. Astrid v. Menges hält einen Vortrag „Annäherung an Ernst Wiechert". – Es lag sicher an dem der Gruppe durch seine vorherigen Diavorträge bereits bestens bekannten Referenten, daß sich rund 50 Mitglieder und Gäste im Haus des Deutschen Ostens einfanden und vom Ersten Vorsitzenden, Hansjürgen Kudczinski, herzlich begrüßt wurden, um den Diavortrag „Litauen – Reise in das Land der Lieder" anzuschauen. Der Referent Elmar Schmid zeigte im ersten Teil beeindruckende Aufnahmen von einer Winterreise zur Kurischen Nehrung und von einer Fahrt ins Memeldelta und ins Memelland. Der zweite Teil zeigte unter anderem Wilna, sein Musik-Festival, seine Menschen und ihre Lieder. – Die zwei vorangegangenen Gruppennachmittage erinnerten ebenfalls an die Heimat, mit dem Film „Romantisches Masuren" und schönen Bildern nicht nur von der Natur, sondern auch den Städten und Dörfern. Der Vortrag von Hubertus Moeller führte die Zuhörer auf eine Reise „Mit der Haffuferbahn hin und zurück – von Elbing nach Braunsberg".

Nürnberg – Freitag, 11. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Tucherbräu" neben dem Opernhaus. Es wird der Videofilm „Von Königsberg nach Kaliningrad" gezeigt.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 19. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Schabbernachmittag in den „Ulmer Stuben"



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 18. Januar, 11.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur Kohl- und Pinkel-Wanderung und –Essen. Treffpunkt: Eingang Bürgerpark. Anmeldung umgehend (bis spätestens 12. Januar) unter Telefon 8 61 76. Wer nicht wandern kann, komme bitte direkt zur Gaststätte Am Bürgerpark, Auf der Bark 30. Das Essen beginnt gegen 12.30 Uhr. Ausweichgericht möglich. Das Essen kostet für Mitglieder 12,50 Euro und für Gäste 15 Euro. – Ein filmischer Spaziergang durch Bremerhaven. Auf dem Kulturnachmittag sahen über 40 Mitglieder und Gäste, darunter auch Danziger und Pommern, den DVD-Film nach einer Idee von Claus Sauer „Spaziergang durch Bremerhaven", den die Film- und Foto-Gruppe des „Betreuungs- und Erholungswerkes Bremerhaven gedreht hatte. Barbara Sandmann hatte den knapp einstündigen Streifen besorgt, und Wolfgang Paul führte ihn vor. Der Film begann beim Deutschen Schiffahrtsmuseum und besuchte alle Stadtteile. Er stellte historische und neue Gebäude vor, erläuterte Wirtschaft und Industrie, zeigte ausführlich die Häfen, Brücken, die (früheren) Werften, maritime Denkmäler, Kirchen, Parks, kulturelle Einrichtungen, die Weserfähre, den Flughafen, das Schaufenster Fischereihafen, Bilder der letzten „Sail" und vieles andere Sehenswerte. Es gibt bereits einen fast zweistündigen zweiten Teil „Bremerhaven und umzu". Die Vorsitzende Marita Jachens-Paul hatte zu Beginn des Kulturnachmittags die Totenehrung für Margarete Schulze (6. November 2007) und Alfred Adebahr (19. November 2007) gesprochen und ihnen das Ostpreußenlied sowie ein Gedicht gewidmet. Nach der Kaffeetafel mit leckerem gedeckten Apfelkuchen und dem interessanten Film wurden die Möwen, die zahlreichen lärmenden Mitbewohner Bremerhavens, in einer Abhandlung gewürdigt und das Gedicht von Ruth Geede „Geistersegel" vorgetragen.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonntag, 17. Februar, 14 Uhr, die Fahrt zur Dittchenbühne muß leider entfallen! Die Theateraufführung wird auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Eventuelle Rückfragen an W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20. Vielen Dank für Ihr Verständnis.

HEIMATKREISGRUPPE



Heiligenbeil – Ostpreußentreffen 2008 in Berlin. Die Heimatgruppe Heiligenbeil bietet allen Landsleuten, die zum Treffen der Landsmannschaft Ostpreußen am 10. und 11. Mai 2008 möchten, die Möglichkeit, an diesem Treffen teilzunehmen. Reisebeginn am 8. Mai. Reiseverlauf: 1. Tag: Fahrt von Hamburg nach Potsdam, Besuch des Schloßgartens von Sanssouci sowie des bekannten Weingartens, anschließend Besichtigung von Schloß Sanssouci. 2. Tag: Fahrt in den Spreewald mit Kahnfahrt, Mittagessen, Besuch des Freilandmuseums mit Führung. Zum Abschluß Besuch beim Spreewaldmüller. 3. Tag: Besuch des Deutschlandtreffens der Ostpreußen. 4. Tag: Besuch des Deutschlandtreffen der Ostpreußen, gegen 15 Uhr erfolgt die Heimfahrt. Preis bei Halbpension im DZ 264 Euro, inklusive Reiserücktrittversicherung, pro Person. Das Einzelzimmer kostet 309 Euro. Anmeldung bis 20. Januar bei Lm. K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.



Insterburg – Mittwoch, 6. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung. Jahresrückblick und Kappenfest im „Zum Zeppelin", Veranstaltungsraum Empore, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 8. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

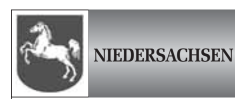
Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 28. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88 (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Thema: „Auch der Winter kann schön sein – Winter im allgemeinen und besonders in Ost- und Westpreußen".



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Wiesbaden – Donnerstag, 17. Januar, 17.30 Uhr, Stammtisch der Gruppe im Restaurant Kleinfeldchen, Hollerbornstraße 9. Serviert wird Schlachtplatte. Anmeldungen umgehend bei Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58. – Donnerstag, 24. Januar, 15.11 Uhr, „Närrischer Nachmittag" mit Kreppelkaffee im Haus der Heimat, Großer Saal, Friedrichstraße 35. Mit von der Partie sind wieder bekannte und beliebte „Stimmungskanonen". Kommen Sie, und erleben Sie einen fröhlichen Nachmittag. Etwas närrisch kostümiert, wenn auch nur mit einer lustigen Kopfbedeckung, macht es noch mal so viel Spaß. Kostenbeitrag 3 Euro und 11 Cent.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Bezirksgruppe Lüneburg – Vom 12. bis 22. Juni führt der Kreisverband Lüneburg Schutzgemeinschaft Deutscher Wald wieder eine Busreise nach Ostpreußen durch. Ziele sind Königsberg, Pillau, Rominten, Trakehnen, die Kurische Nehrung (Rossitten, Nidden), Memel, Wilna, Masuren und Thorn. Die Busfahrt beginnt und endet in Brietlingen bei Lüneburg. Es sind noch einige Plätze frei. Auskünfte erteilt Armin Eschment, Telefon (0 58 50) 97 28 30.

Braunschweig – Mittwoch, 23. Januar, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadtparkrestaurant. Mit Musik und lustigen Beiträgen soll dem Karneval Reverenz erwiesen werden. – Bei der letzten Zusammenkunft konfrontierte Egmond Prill die Zuhörer mit vielen Zukunftsfragen. Diese tauchen jetzt überall in den Zeitungen auf und machen unruhig. Im „Spiegel" blickt ein Mann, der 60 Jahre voraus denkt und von dem Punkt aus auf unsere Welt zurückblickt. Wie wird sie aussehen? In den Niederlanden wird es kein Schweinefleisch mehr geben, man möchte ja keinen verärgern. Aus den Mathebüchern wird das „Kreuz" als Zeichen für „Plus" verschwunden sein. Das Zentralinstitut meldete im Jahr 2005 viele Übertritte zum Islam. In Köln soll eine Moschee höher werden als der Dom. Christen wehren sich gegen Überfremdung, aber man kann sich die Meinungsfreiheit nicht mehr leisten und die Menschen im Land sind nicht mehr bindungsfähig. Eine enorme Sprachverwirrung findet statt, um die Erinnerung auszulöschen. Die Führung des Landes steht nicht zur eigenen Geschichte. Den Blick zurück erst in 60 Jahren? Die Zuhörer dankten dem Referenten, aber sie waren auch betroffen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Sonnabend, 26. Januar, 15 Uhr, Schabberstunde in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. Es gibt ein Referat über das Volkslied „Ännchen von Tharau".

Dortmund – Montag, 21. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den ostdeutschen Heimatstuben Landgrafenschule, Ecke Märkische Straße.

Düsseldorf – Freitag, 11. Januar, 18 Uhr, Stammtisch mit Erich Pätzel im Restaurant Akropolis, Immermannstraße 40. – Dienstag, 15. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Ostpreußenzimmer (Raum 412), GHH. – Donnerstag, 24. Januar, 19.30 Uhr, Offenes Singen mit Barbara Schoch im Ostpreußenzimmer (Raum 412), GHH. – Sonnabend, 26. Januar, 14 Uhr, Karnevalsveranstaltung „Fröhliche Ostseewellen" im Eichendorff-Saal, Bismarckstraße 90, GHH. Eintritt: 5 Euro im Vorverkauf, an der Tageskasse 7 Euro (Raum 301, montags von 10 bis 16 Uhr, mittwochs von 15 bis 18 Uhr). Mitwirkende: Karnevalsgarde KG Silesia, Tanzgruppe

Landsmannschaftl. Arbeit Fortsetzung auf Seite 20




Die Landsmannschaft Ostpreußen
trauert um

Hermann-Christian Thomasius

∗ 19. 8. 1920 in Reichenau
† 31. 12. 2007 in Schweinfurt

Der Verstorbene war viele Jahre ehrenamtlich in den Gremien des Bundes der Vertriebenen tätig, auch vier Jahre als Vorsitzender des BdV-Landesverbandes Niedersachsen.

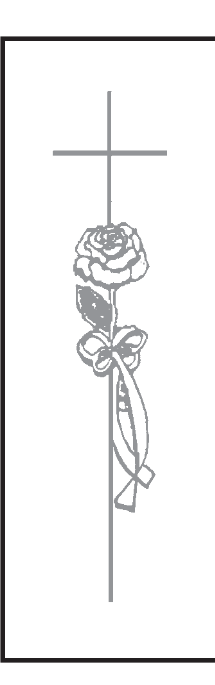
Hermann-Christian Thomasius hat im gesamten II. Weltkrieg seinem Volk als Soldat und Offizier gedient. Als Bataillonskommandeur in der Armee Wenck half er mit, dass Zehntausende – Soldaten und Flüchtlinge – in den letzten Apriltagen bei Tangermünde über die Elbe gehen konnten und ihnen somit sowjetische Gefangenschaft erspart blieb.
Der Diffamierung der Wehrmachtssoldaten hat er sich mit aller Kraft widersetzt.

Hermann-Christian Thomasius war ein großer deutscher Patriot, ein aufrechter Ostpreuße, der sich um Ostpreußen und die Ostpreußen verdient gemacht hat. Unvergessen bleiben die Ehrenmalfeiern im Göttinger Rosengarten, die er in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der ehemaligen Ost- und Westpreußischen Veteranenverbände maßgeblich organisiert hat.
Für seinen Beitrag zur Aussöhnung mit den Soldaten der Kriegsgegner wurde er mit dem Europakreuz geehrt.
Die Landsmannschaft Ostpreußen verlieh ihm 1996 das Goldene Ehrenzeichen.

Der Verstorbene wird seinen Wegbegleitern unvergessen bleiben.

Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen

Böld – Schatzmeister
v. Gottberg – Sprecher
Dr. Thüne – Stellvertretender Sprecher





Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und unverzagt seist, denn der Herr, dein Gott, ist bei dir.
Josua 1, 9

Nach kurzer, mit Geduld ertragener Krankheit entschlief heute unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter und Schwägerin

Margarete Kammer

geb. Boldt

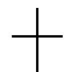
* 10. 12. 1916 in Tharau/Ostpreußen
† 30. 12. 2007 in Bielefeld

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied:
Ernst und Ursula Kammer, geb. Knermeyer
Wilhelm und Gerda Kammer, geb. Rummeling
Gerhard und Irmgard Iseringhausen, geb. Kammer
Dr. Walter und Annelie Kammer, geb. Hagemann
Günter und Ursula Kammer, geb. Hering
Enkel und Urenkel
und alle Angehörigen

Traueranschrift: G. Kammer, Stephanusweg 14, 33617 Bielefeld

Die Beerdigung hat im engsten Familienkreis stattgefunden.
Anstelle freundlich zugedachter Kränze und Blumen bitten wir um eine Spende für blinde Kinder in Manila, die durch die „Schwestern der christlichen Liebe" unterstützt werden. Sonderkonto Bestattungshaus Deppe, Nr. 2302 100 701, bei der Volksbank Bielefeld, BLZ 480 600 36, Kennwort: Margarete Kammer.

Sei getreu bis in den Tod,
so will ich dir die Krone des Lebens geben.
(Offenbarung 2, 10)



Gott der Herr rief
zu sich zur „Großen Armee"

Hermann-Christian Thomasius

a.d.H. Reichenau/Ostpreußen
* 19.08.1920 in Reichenau † 31.12.2007 in Schweinfurt

Hptm. u. Btl.-Kdr. „Jäger-Btl. Theodor Körner",
Träger des E.K.I u. II, des silb. Verw.-Abz.,
des Pz.-Vern.-Abz., der Ostmedaille u. des Ärmelbandes „Metz"

nach einem erfüllten Leben in Liebe und Fürsorge für seine Familie,
seine Heimat Ostpreußen und in tiefer Verbundenheit zum Preußentum.

In Liebe und Dankbarkeit trauern wir um einen besonderen Menschen.

Dr. Gabriele Thomasius, geb. Brinks
Alexandra Prinzessin zu Schoenaich-Carolath, geb. Thomasius
Hans-Hermann Prinz zu Schoenaich-Carolath
Christiane Gräfin v. Ballestrem, geb. Thomasius
Stephanie-Valeska Thomasius
Andreas Thomasius
Dr. Friederike Thomasius, geb. Alenfeld
Ramona Mosse, geb. Thomasius
Benjamin Mosse
Maximilian Thomasius
Dietrich Thomasius
Dr. Theda Thomasius, geb. Hinrichs
6 Enkel - 3 Urenkel - Nichten und Neffen

32602 Vlotho, Mindener Straße 32 26789 Leer/Ostfr., Gartenstraße 14

Die Beisetzung hat in aller Stille
im engen Familienkreise stattgefunden.

Auferstehung ist unser Glaube,
Wiedersehen unsere Hoffnung,
Gedenken unsere Liebe.
(Augustinus)

In liebevollem Gedenken nehmen wir Abschied von meinem lieben Vater und unserem Onkel

Franz Festag

∗ 6. 10. 1914 Plauten/Kreis Braunsberg
† 18. 11. 2007 Schweinfurt a. Main

In Liebe und Dankbarkeit
Jürgen Festag
und alle Anverwandten

97440 Werneck-Vasbühl, Schlossstraße 22

Die Trauerfeier fand am Donnerstag, dem 22. November 2007, im Hauptfriedhof Schweinfurt statt.



Zwei fleißige Hände ruhen aus,
ein liebes Herz steht still,
es geht für immer aus dem Haus,
weil Gott, der Herr, es will.

Wir müssen Abschied nehmen von meinem lieben Mann, unserem herzensguten Papa, Schwiegervater, Schwager, Vetter und Onkel

Buchhändler i. R.

Walter Giese

∗ 17. August 1925 † 18. Dezember 2007

Träger der Bundesverdienstmedaille und Bismarckmedaille
Ehrenzeichen der LM Ostpreußen in Gold
Ehrenzeichen des Bundes der Vertriebenen in Gold

In Liebe und Dankbarkeit
Ingrid Giese, geb. Prüßmann
Britta Giese
Malte und Sabine Giese, geb. Neumann
sowie alle Angehörigen

Traueranschrift: I. Giese, Am Schwieberg 17, 23744 Schönwalde A. B.

Anstelle freundliche zugedachter Blumengrüße bitten wir – auf Wunsch des Verstorbenen – um eine Spende für die Ostpreußenhilfe, bei der Volksbank Ostholstein Nord, BLZ 213 900 08, Konto 648 760.

Wende Dein Gesicht zur Sonne,
und die Schatten fallen hinter dich.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von

Elise Schleif

∗ 10. 3. 1913 **geb. Wenk** † 11. 12. 2007
Kissitten/Pronitten, Pr. Eylau
Ebrach, Brucksteigstraße 14

In stiller Trauer:
Siegfried und Eva Schleif
Christine und Stefan
Kai
und Anverwandte

Ein gütiges Herz steht nun still.

Gertrud Klein

geb. Schmidtke
* 6. September 1932 † 5. Dezember 2007

In Liebe und Dankbarkeit
Erwin und Klaus-Dieter
Jürgen
Merle
sowie alle Angehörigen
und Freunde

Auf Wunsch der Verstorbenen fand die Beisetzung im Friedwald Herrschaft Uetze in aller Stille statt.

Wiese Bestattungen, Baumschulenallee 32 / Osterfelddamm, 30625 Hannover, Telefon (05 11) 95 78 57.

Fern ihrer geliebten Heimatstadt starb am 14. Dezember 2007 meine über alles geliebte Frau, treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma

Edith Reimann

geb. Kallweit
∗ 18. 9. 1919 † 14. 12. 2007
Zinten, Ostpr., Wiesenstraße

In Liebe und Dankbarkeit
Otto Reimann

Amselweg 23, 52223 Stolberg

Heute verstarb meine liebe Mutter

Martha Krause

geb. Rippka
* 5. 3. 1914 † 3. 1. 2008
Groß-Stürlack, Krs. Lützen Quakenbrück

Im Namen aller Angehörigen
Marlene Hildebrandt, geb. Krause




Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt,
der ist nicht tot, der ist nur fern.
Tot ist nur, wer vergessen wird.
Immanuel Kant

In Liebe, großer Dankbarkeit und Hochachtung nehmen wir traurig Abschied von unserer stets optimistischen und lebensbejahenden Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwester und Tante

Helga Mainzer

geb. Liedeka
** 11. 6. 1921 Königsberg i. Pr.*
† 14. 12. 2007 Erkrath

Ursula und Winfried Thomas
Peter Mainzer und Ulrike Busse-Mainzer
Ingrid und Bernd Haubeil
sieben Enkelkinder und Partner
Dr. Ilse Kuhlwein, geb. Liedeka, mit Familie



Die Landesgruppe Rheinland-Pfalz
der Landsmannschaft Ostpreußen trauert
um ihren langjährigen Schatzmeister.
Wir haben würdevoll Abschied genommen
von unserem Landsmann

Horst Witulski

∗ 4. 8. 1936 Radomin/Neidenburg
† 8. 12. 2007 Bellheim/Pfalz

In ehrender Dankbarkeit – Der Landesvorstand
Willi Komossa Dr. Wolfgang Thüne Kurt Windt

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 18

„Wuppertaler Wildkatzen“, Empfang und Mitwirkung des Prinzenpaares der Landeshauptstadt Düsseldorf Prinz Josef I. und Venetia Barbara I. und das Mühlheimer Musiker-Duo „Dieter und Fred“.

Gütersloh – Was aus einer Idee entstand, entwickelte sich zu einem netten Freizeitspaß. Seit über zwei Jahren kegeln einige Mitglieder des Vorstandes und einige der Mitgliederbetreuer. Sie nennen sich die „Elchkegler“ und kommen alle vier Wochen mit ihren Ehepartnern in der Güteslohers Stadthallen-Kegelbahn zusammen. Von dem „Elchkegelgeld“ machten sie kürzlich eine Busfahrt an die

Mosel. Auf dem Programm standen das Kloster Maria Laach, Cochem, Beilstein, Burg Metternich, Dreiländer-Eck in Koblenz, eine Schiffsfahrt und natürlich eine Weinprobe. Eine rundum gelungene Fahrt und eine tolle Gemeinschaft.

Haltern – Die Gruppe trauert um Waltraud Bonk, die am 23. Dezember gestorben ist. Waltraud Bonk wurde am 16. Dezember 1922 in Jägerswalde, Ostpreußen geboren. Nach der Vertreibung sind sie und ihr Mann Rudolf in Haltern seßhaft geworden. Seit Gründung der Gruppe 1952 waren Waltraud und Rudolf Bonk engagierte Mitglieder. 36 Jahre lang, von 1967 bis 2003 leitete Waltraud Bonk die Frauengruppe der Gruppe, die sich einmal monatlich zu einem kulturellen Nachmittag trifft. Waltraud Bonk verstand es in ihrer herzlichen Art, das mitgebrachte Kulturgut im Kreis der vertriebenen Ost- und Westpreußen lebendig zu erhalten. Die Landsmannschaft verliert eine engagierte Mitarbeiterin, die sich um die Heimat verdient gemacht hat.

Remscheid – Die Gruppe plant vom 8. bis 10. Mai 2008 eine gemeinsame Busfahrt mit Rahmenprogramm zum Deutschlandtreffen in Berlin. Vorrangig ist der Besuch des Deutschlandtreffens, jedoch ist für den 8. und 9. Mai neben einer Stadtrundfahrt auch ein Besuch in Potsdam vorgesehen. Für den freien Abend stehen Möglichkeiten wie zum Beispiel Wintergarten oder Friedrichstadtpalast offen. Karten dafür können gebucht werden. Das Programm kann jedoch noch Änderungen erfahren. Das Hotel, mit komfortablen Zimmern, liegt im Zentrum zwischen Kurfürstendamm und Potsdamer Platz. Die Reservierung der Zimmer erfordert eine möglichst baldige Entscheidung seitens interessierter Landsleute und Gäste. Wer möchte sich aus dem Raum Remscheid und Umgebung anschließen? Nähere Auskunft erteilt Frau Nagorny, Telefon 6 21 21.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Neustadt a. d. W. – Sonnabend, 19. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Fröbelstraße 26. Gezeigt wird der Videofilm „Ostpreußen im Winter“. Dabei werden Erinnerungen an die Kindheit wach: eine Schlittenfahrt durch die winterliche Landschaft oder das gemütliche Beisammensitzen um den warmen Kachelofen.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Dessau – Montag, 21. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe im Waldweg 14.

Magdeburg – Dienstag, 15. Januar, 15 Uhr, Bowling im Lemsdorfer Weg. – Freitag, 25. Januar, 16 Uhr, Singproben im „TuS“ Neustadt, Sportplatz. – Zur Jahresabschlußveranstaltung waren 75 Landsleute erschienen. Der Versammlungsraum strahlte Festlichkeit und Wärme aus. Lm. Trimkowski eröffnete das Treffen, begrüßte alle Anwesenden sehr herzlich und sprach Dank und Anerkennung aus. Die Anwesenden Landsleute nahmen regen Anteil am Geschehen. Gegen 12.30 Uhr wurde dann ein schmackhaftes Mittagessen gereicht. Das Gaststättenpersonal hatte sich große Mühe gegeben, und die Landsleute sparten nicht mit Dank und Lob. Nachdem sich alle gestärkt hatten, begann der offizielle Teil der Tagesordnung. Die Darbietungen des Singkreises begeisterten wie immer durch schöne Lieder. Kleine Erzählungen über Ostpreußen brachten außerdem weitere Abwechslungen. Nach Informationen und Bekanntgaben sowie der Ehrung der Geburtstagsjubilare wurde Rückblick auf das Jahr 2007 gehalten. Danach ging man zum gemütlichen Teil über. Kaffee, Gebäck und verschiedenen Getränken machten die Runde. Es wurde ausgiebig plachandert und mitgesungen. Zum Abschluß der Veranstaltung verwies Lm. Trimkowski auf den Ausblick auf das Jahr 2008, welches mit der Vorstandswahl beginnt.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – Wie in jedem Jahr fand auch 2007 wieder der „Martinsmarkt der Stadt Bad Schwartau“ zugunsten des Weihnachtshilfswerkes statt. Die Gruppe war wie jedes Jahr wieder mit dabei. Mit Büchern, der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt*, Kaffee und Kuchen, Bärenfang und vielen anderen gab es wieder unzählige Gelegenheiten, die Landsmannschaft und ihre Aktivitäten in Gespräche näher zu bringen. – Ihre Jahresabschlußveranstaltung wurde mit einem besonderen Höhepunkt gekrönt. Mit stehenden Ovationen empfingen weit über 100 Gäste die große Dame der „Ostpreußischen Familie“, Ruth Geede, die trotz ihrer 91 Jahre mit jugendlicher Stimme aus ihren Werken las und weihnachtliche Erinnerungen an die Heimat, an Ostpreußen weckte. Pastor Axel Simanowski eröffnete mit festlichen Worten den Nachmittag, der allen ein krönender Abschluß der heimatlichen Veranstaltungen 2007 war. Begleitet wurde die Lesung von den „Glöckchen“ mit russischen und deutschen Liedern und bunten Tanzeinlagen, einer Kindergruppe aus dem deutsch-russischen Verein „Samowar“ in Lübeck unter der Leitung von Musikpädagogin Gajane Gotenova, die das Publikum immer wieder mit großem Applaus belohnte. Es war ein allen zu Herzen gehender Nachmittag, der mit einem nicht enden wollenden Beifall zu Ende ging.

Malente – Freitag, 25. Januar, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung im Gasthaus Neue Börse, Lindenallee, Bad Malente-Gremsmühlen. Tagesordnung: Eröffnung und Begrüßung, Totenehrung, Jahresbericht des Vorsitzenden, Kassenbericht, Bericht des Kassenprüfers, Entlastung des Vorstandes, Ehrungen, Anfragen und Verschiedenens. Nach Beendigung der Tagesordnung, gegen 16.30 Uhr, berichtet Walter Janz über Fahrten nach „Memelland und der Kurischen Nehrung“. Gäste und Freunde der Gruppe sind herzlich willkommen. Der Eintritt ist frei.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



GERDAUEN

Kreisvertreter: Arnold Schumacher, Hüttenstraße 6, 51766 Engelskirchen, OT Ründeroth, Telefon (0 22 63) 90 24 40. Geschäftsstelle: Beatrix Schumacher, Hüttenstraße 6, 51766 Engelskirchen, OT Ründeroth, Telefon / Fax (0 22 63) 90 24 40, Mobiltelefon (01 77) 4 23 37 55, E-Mail: geschaeftsstelle@kreis-gerdauen.de

Kranzniederlegung am Gerdauen-Stein – Wie es inzwischen gute Tradition geworden ist, ehrte die Kreisgemeinschaft auch diesmal anläßlich des Volkstrauertages die während Krieg und Gewaltherrschaft, Flucht und Vertreibung umgekommenen Landsleute aus dem Kreis Gerdauen mit einer Kranzniederlegung am Gerdauen-Stein vor der Musikschule Rendsburg. An der Gedenkminute, die im Rahmen des Gedenkprogramms zum Volkstrauertag in Rendsburg stattfand, beteiligten sich auch Vertreter unserer Paten. Bürgermeister Andreas Breitner, Rendsburgs Bürgervorsteher Eberhard Goll und Wolfgang v. Ancken, Landrat unseres Patenkreises Rendsburg-Eckernförde, legten ebenso wie die Kreisgemeinschaft Kränze an dem 1963 errichteten Gedenkstein nieder. Zuvor hatte sich die Kreisgemeinschaft, vertreten durch nahezu den kompletten Kreisausschuß und unseren Ehrenvorsitzenden Hans Ulrich Gettkant, an den Gedenkveranstaltungen in Rendsburg beteiligt. Nach der Kranzniederlegung am Paradeplatz fand die zentrale Gedenkfeier des Kreisverbandes Rendsburg-Eckern-förde des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge in der Herderschule statt. Dabei warb Eberhard Goll für die gewaltlose Lösung von Konflikten. „Alle Toten der ganzen Welt durch Kriege, Willkür, Gewalt und Rassendiskriminierung mahnen uns zum friedlichen Handeln“, so der Bürgervorsteher. Liebe müsse die Menschen dazu bringen, die Vergangenheit nicht zu vergessen, damit nicht die Gefahr bestehe, alles noch einmal erleben zu müssen, dann wahrscheinlich noch gewalttätiger. Nach der Gedenkveranstaltung, die vom Streichquartett der Rendsburger Musikschule umrahmt wurde, legten Vertreter der Stadt Rendsburg, der Bundeswehr, des Deutschen Roten Kreuzes, des Volksbundes, der Vereinigten Landsmannschaften, von Kriegsopfer- und Kriegsteilnehmerverbänden Kränze an den Ehrenmalen für die im Ersten und Zweiten Weltkrieg Gefallenen auf dem Garnisonsfriedhof nieder. Für die Kreisgemeinschaft schritten Kreisvertreter Arnold Schumacher und unser Ehrenvorsitzender Hans Ulrich Gettkant zur Kranzniederlegung. Die Heimatkreisgemeinschaft beteiligt sich seit einigen Jahren an den Veranstaltungen zum Volkstrauertag in Rendsburg. Dabei ist das Gedenken am Gerdauen-Stein zu einem festen Bestandteil des Programms geworden. Dafür und für die Präsenz bei der Kranzniederlegung danken wir unseren Paten ganz besonders.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

Gruppe Süd – Ostpreußen verpflichtet! Herzliche Einladung zum Ostpreußentreffen in Berlin, Pfingsten 2008. Werdet nicht müde, Euch zu bekennen – stets Königsberg Preußen zu nennen! Liebe Landsleute, wo Ihr auch überall verstreut leben wohnen müßt; ob in Mittel-, West-, Nord- oder Süd-Deutschland und auch im Ausland – Kommt zu unserem Deutschlandtreffen nach Berlin, Pfingsten 2008. Ich habe ein gutes Hotel in Berlin und dort Zimmer vorbestellt. DZ 74 Euro, zwei Personen mit Frühstück und einige Einzelzimmer (54 Euro). Dort haben wir auch die Möglichkeit, am Abend gemeinschaftliche Stunden zu verbringen. Gemeinschaft erfreut und stärkt uns in unserer Heimatliebe zu unserem geliebten Ostpreußen. Auf dem Messegelände am Funkturm finden sich auch wieder reservierte Tische für Königsberg. Anmeldungen an den stellvertretenden Stadtvertreter Gerhard Thal, Stifterweg 38, 89075 Ulm, Telefon (07 31) 9 50 83 30, am bestens abends.



TILSIT-RAGNIT

Kreisvertreter: Hartmut Preuß, Hordenbachstraße 9, 42369 Wuppertal, Tel. (02 02) 4 60 02 34, Fax (02 02) 4 96 69 81. Geschäftsstelle: Eva Lüders, Tel. / Fax (0 43 42) 53 35, Kührenerstraße 1 b, 24211 Preetz

Nachruf – Jedes Jahr müssen wir uns von lieben und treuen Ostpreußen verabschieden. Stellvertretend für alle möchte ich nur einen nennen: Hugo Hirscher aus dem Kirchspiel Großlenkenau. Er war so mit Ostpreußen verbunden, daß er zu jedem Treffen kam. Kein Weg war ihm zu weit. Seine Gattin, die keine gebürtige Ostpreußin ist, hat ihn überall begleitet, und was noch zu erwähnen ist, sie hält weiter *Das Ostpreußenblatt* und auch unser „Land an der Memel“. Dafür danken wir Dir, liebe Inge Hirscher! Wir trauern natürlich mit allen, die uns im letzten Jahr verlassen mußten. Ja, leider wird unser Kreis der Ostpreußen, das heißt der in Ostpreußen Geborenen immer kleiner. Aber zu unserer Freude haben wir neue Mitglieder, die Vorfahren in Ostpreußen hatten und sich mit uns verbunden fühlen. Darüber sind wir froh. Die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit wünscht allen eine gute Gesundheit und ein glückliches Neues Jahr 2008.

Fern und doch so nah

In Florida fand das inzwischen achte ostpreußische Heimattreffen statt

Bereits zum achten Male trafen sich Ost- und Westpreußen zu einem Heimattreffen im Saal der German-American Society in St. Petersburg, Florida (USA), und zwar so viele wie noch nie zuvor, rund 90 Personen, darunter auch Gäste aus Alabama, Georgia, Kanada und Deutschland. Dies zeigt deutlich, daß gebürtige Ost- und Westpreußen mit der Heimat nach wie vor aufs Engste verbunden sind.

Manya Delony, Begründerin und Organisatorin dieser jährlichen Zusammenkünfte, wies in ihrem Grußwort darauf hin, wie wichtig es sei, das Heimatbewußtsein, die Heimatpflege und unsere Zusammengehörigkeit weiterhin zu bewahren und zu stärken.

In Andacht folgten die Gäste anschließend Herbert Schmidts besinnlichen Worten. Seine bewegte Vorlesung betonte die Wichtigkeit, eine gesunde Mischung zwischen Erinnerung an die Vergangenheit, Gegenwart und Erwartungen an die Zukunft zu wahren. Der Höhepunkt für alle Versammelten sind die persönlichen Gespräche, der Austausch von Erinnerungen und Neuigkeiten, über die alten Zeiten zu reden und vom heutigen Leben zu berichten. Wie alljährlich wurden wieder alte Bekanntschaften aufgefrischt, neue geschlossen.

Zur Tradition geworden ist die musikalische Unterhaltung von Horst Buller (Gitarre und Gesang) und August Kirschbaum (Mundharmonika). Eine besondere Überraschung war der aus Deutschland angereiste Günther Skorzinski mit seinem Akkordeon. Das talentierte Trio verschönerte das Treffen mit altbekannten Melodien und sorgte für eine ausgelassene Stimmung. Es wurde allgemein geschunkelt und fröhlich mitgesungen. Zwischendurch unterhielten Horst und Günther das Publikum mit humorvollen Geschichten.



Die *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt* kann man überall lesen: Irene Horner in Florida Foto: privat

Margit Bungartzes ostpreußisches Trachtenkleid fand allgemeine Aufmerksamkeit und die auf Schiefer geschnitzten, ostpreußischen Motive ihres Mannes. Margit ist es zu verdanken, daß die *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt* einen großen Karton Zeitungen stiftete, die unter den Landsleuten verteilt wurden. Die Anfrage war groß. Für manche war es der erste Einblick in diese aktuelle Zeitung, die für so viele von uns eine Brücke zur Heimat geblieben ist. Fahnen, Landkarten, Bücher und Zeitungen mit Beiträgen zu unserer Heimat boten für die Landsleute auch einen Punkt des Zusammentreffens im Saal.

> Im sonnigen Florida die Heimat im Herzen

Speise und Trank waren von Elfriede und August Kirschbaum auf das Trefflichste vorbereitet worden. Zu diesem Zweck waren beide seit Wochen voll beschäftigt und am Tag des Treffens sehr früh auf den Beinen gewesen, um im Saal mit ihren Kindern und Enkeln die Tische und Stühle aufzustellen und in der Küche alles vorzubereiten. Unermüdlich halfen ihnen dabei auch Mitglieder der German-American Society. Leckere Würstchen, Kartoffelsalat, Sauerkraut und Getränke wurden freundlich und geschickt von Elfriede und Augusts Kindern und Enkel serviert. Dafür gebührt der Kirschbaum-Familie und allen Helfern ein großes Lob und herzliches „Dankeschön“. Auch die Organisation und allgemeine Gestaltung des Saales ist Elfriede und August zu verdanken, die langjährige Mitglieder der German-American Society sind.

Das Kuchenbüfett war üppig und alle Gäste hatten dazu beigetragen. Herbert und Heike Waschulls Mohnstritzel nach heimatlichem Rezept fand besonderen Anklang. Käsekuchen und Napfkuchen waren auch hervorragend, um nur einige Spezialitäten zu erwähnen. Bärenfang, von Douglas Rapp und Horst und Erika Buller spendiert, fehlte auch nicht.

Einen starken Eindruck hinterließen Klaus Paschkes ergreifende Erinnerungen an die Flucht und den Tod seiner Schwester sowie das von ihm vorgetragene Gedicht von Agnes Miegel „Es war ein Land“.

Manya Delony überreichte Dagmar Faircloth und Douglas Rapp eine Ehrenurkunde für ihre achtjährige Treue und Unterstützung des Heimattreffens in Florida. Verlost wurden hübsche Leinenbeutel vom Bund der Vertriebenen, die Irmgard Schulte aus Iserlohn, Deutschland eigens für unser Treffen gestiftet hatte. Der Tag der Heimat klang in gemütlicher Runde und mit dem Lied „Amazing Grace“ (mit deutschem Text) aus. Und so freut man sich dann schon heute auf das 9. Heimattreffen.

Die Organisatoren des Heimattreffens in Florida bedanken sich bei allen Landsleuten, die Zeit und Reise auf sich genommen haben, um mit gleichgesinnten Menschen der geliebten und unvergessenen Heimat zu gedenken. *EB*

Nähere Informationen erhält man bei: Manya Delony geb. Schilla-Dygutsch, E-Mail: mmkdelony@embarqmail.com, oder Hiltrud M. Webber geb. Masuch, E-Mail: hiltrud2@mchsi.com

Nachbarschaft neu entdecken

Die menschlichen Beziehungen standen und stehen im Vordergrund

Von Helmut Perry

Unter dem Motto „Die früheren Noreitscher und einige direkte Nachbarn aus den angrenzenden Gemeinden wirbeln schwebend in die Harzer Bergwelt“ war zu einem Gemeinschaftstreffen nach Thale-Warnstedt in den „Warnstedter Krug“, eingeladen worden.

An einem Dienstag begann zunächst das freudige Wiedersehen, für einige nach 63 Jahren, und die Vorstellung aller Teilnehmer untereinander. Dem Initiator dieses Treffens ging es um ein möglichst tiefes Wiedereintauchen in die räumlichen und menschlichen Beziehungen der früheren heimatlichen Lebensgewohnheiten in Ostpreußen.

Daher begrüßte er die zahlreichen Teilnehmer und vor allem auch interessierte, junge, aus der dritten Generation Angereiste an einer großen Karte, die mit den Teilnehmernamen und den Namen der öffentlichen Einrichtungen versehen war. So wurde im Geiste der Weg in die Vergangenheit abgeschritten. Von Ort zu Ort, bis dann die südlichste Heimstätte der Teilnehmer in Kischken erreicht wurde.

Allen Teilnehmer wurden eine Handskizze vom Heimatort, eine alte Einwohnerliste von 1938 und eine neuzeitliche Liste der Kreisgemeinschaft Ebenrode sowie eine Betriebsliste über die Schadensberechnung Landwirtschaft zur besseren Wiedereinarbeitung in die frühere Dorfgemeinschaft überreicht. Diese ausführliche räumliche und persönliche Begrüßung sollte möglichst zu einer geschlossenen Zusammengehörigkeit der Heimatregion führen. In einer Moderation mit dem Bürgermeister von Thale-Warnstedt, Günter Freist, haben wir ausführlich Auskunft über die Flüchtlingsaufnahme nach den Kriegswirren des Zweiten Weltkriegs erhalten. Weiter hat er sehr interessant und an Beispielen über die Abläufe in der Gemeinde zu DDR-Zeiten berichtet. Immer rechtzeitig und hellwach wurden die Geschicke der Gemeinde in den Jahren nach der Wiedervereinigung geführt.

Nach der Aufmunterung durch den Kaffee ging es dann in die barocken Gärten nach Blankenburg. Hier konnten die Augen und Sinne richtig entspannen.

Der erste Abend des Wiedersehens begann mit einem vorzüglichen Abendessen. Der Heimatabend wurde dann durch einen Diavortrag „Die Reise von ehemaligen Nachbarjungen in den Heimatort Noreitschen (Wirbeln) in der Nähe von Trakehnen – Ostpreußen“ fortgesetzt. Nach Beendigung des Berichtes erfolgte ein intensives und harmonisches Wiedereintauchen in alte Kinder- und Jugenderlebnisse, wobei oft die große Heimatkarte, die an allen Tagen auf der Schautafel zur Verfügung stand, zu Hilfe genommen wurde.

So kam es am ersten Abend erst zur vorgerückter Stunde zum Ende des Nachbar- und Heimataustausches. Der Mittwoch führte tagsüber in die bizarre sagenumwogene Gebirgswelt des Harzes. Bei dieser Tour wurden dann oft Vergleiche zu ebenen und hügeligen Heimatlandschaft um Trakehnen angestellt.

Der Ostpreußenabend begann wieder mit dem gemeinsamen Abendessen und wurde dann mit dem Film „Trakehnen lebt weiter“ fortgesetzt. Dieser Film zeigte allen eindrucksvoll die Geschichte des Trakehner Gestüts. Nach dem Filmbeitrag kehrten die Teilnehmer wieder zum Programmablauf zurück. Am Donnerstag, nach dem Frühstück und nach einem letzten Blick auf die ostpreußische Heimat-Ausschnittskarte, starteten die Gruppe zu einem weiteren Höhepunkt des Treffens. Ein Besuch Quedlinburgs, laut Unesco ein Weltkulturerbe, stand auf dem Programm.

Nach all den eindrucksvollen Erlebnissen in der schönen Harzlandschaft, im Austausch vieler Erinnerungen, der Vergegenwärtigung des Gewesenen, dem Erleben der guten Gemeinschaft, dem Wieder-Kennenlernen nach 63 Jahren, hatten alle das Bedürfnis, sich in Dankbarkeit und Stille voneinander zu verabschieden. Dies tat man dann auch mit einem Besuch der Marktkirche sowie einem abschließend vom Pfarrer i. R. Kurt Perrey verfaßten Dank- und Fürbittengebet und dem gemeinsam gesprochenen Reisesegen.



Von den 23 am Noreitscher Dorf- und Nachbarschaftstreffen Teilnehmenden kamen acht aus Kischken (Ilse Quassowsky geb. Conrad mit Sohn und Schwiegertochter; Ingeborg Saß geb. Padlat mit Ehemann; Marianne Kreusch geb. Kubbilun mit Ehemann; Egon Mauer, einer aus Lerchenborn (Gerhard Ellmer); zwölf aus Noreitschen (darunter Werner Pest mit Ehefrau; Brigtitte Böge geb. Pest mit Ehemann; Christel Thaler geb. Pest mit Ehemann; Anita Schröder geb. Perrey mit Ehemann; Helmut Perrey. Foto: Werner Pest

Vier Künstler

Herbstsalon der West-Ost-Künstlerwerkstatt

Von Dieter Göllner

Der nunmehr 5. Herbstsalon der West-Ost-Künstlerwerkstatt im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus (GHH) hat mit Malereien, Objekten und Collagen die Kreativität der Beteiligten einmal mehr unterstrichen. Die Veranstaltung, die mittlerweile zum festen Programm des Hauses gehört, lockte auch diesmal zahlreiche Besucher an.

Der Direktor des GHH, PD Dr. Winfrid Halder, und der Künstler Reinhardt Schuster führten in die Ausstellung ein, in der Arbeiten von vier Künstlerinnen und Künstlern – Dipl.-Des. Ulla Dretzler, Prof. Gepa Klingmüller, Adrian Benea und Klaus Hofmann – zu sehen waren. Für Benea und Hofmann war es die erste Präsentation im Haus an der Bismarckstraße, die beiden Künstlerinnen hatten bereits Gelegenheit, sich dort vorzustellen.

Bei der Vernissage nutzte Gepa Klingmüller ihre Doppelbegabung und las aus ihrem neuen Buch „Farbige Kontraste“ vor. Den literarischen Teil bestritten ferner Uwe Engelmann und Franz Heinz, die Fragmente aus eigenen Texten präsentierten. Vorgetragen wurden auch Gedichte des in Dortmund lebenden Dichters aus Schlesien Horsthardi Semrau und des ungarndeutschen Autors Josef Michaelis. Für musikalische Untermalung sorgte der Pianist Michael B. W. Jansen, der Auszüge aus seinem Zyklus „Teahousemusic“ spielte.

Ein fester Teil des Programms

Die 1941 in Virchenzin, Kreis Stolp / Pommern geborene und in Dortmund lebende Ulla Dretzler ist seit 1977 freischaffende Künstlerin und Publizistin. Im GHH zeigte sie bereits bei früheren Ausstellungen ihre farbenfrohen Serigrafien. Beim diesjährigen Herbstsalon war Dretzler mit einem Wandrelief und vier in den Raum gestellten Objekten aus bemaltem Holz vertreten.

Collagen auf Karton

Auch die 1930 in Halle an der Saale geborene Gepa Klingmüller war den Düsseldorfer Kunstfreunden bereits mit textilen Stelen und thematisch gebundenen Bildreihen bekannt. Diesmal zeigte sie Collagen auf Karton, die mit farbiger Kreide aufgewertet wurden. Neben zwei Standobjekten mit dem Titel „Aspekte des Lebens“ waren ausdrucksstarke Arbeiten wie „Ausbruch“, „Schweben“ und „Tiefes Blau“ zu bewundern.

Die großformatigen Naturbilder des 1952 in Karlsruhe geborenen Klaus Hofmann beeindruckten vor allem durch die vermittelten Stimmungen und Gemütszustände. Der Künstler mit familiären Verbindungen zu Danzig zeigte unter anderem Ölmalereien wie „Uferbild“ und die Acrylbilder-Serie „Kai Nigre“.

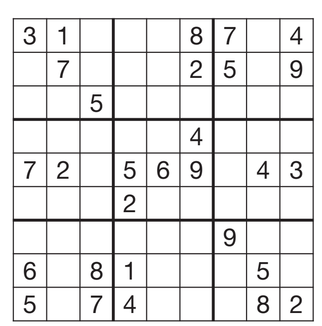
Ein Schwerpunkt der Arbeiten des 1982 in die Bundesrepublik übergesiedelten, gebürtigen rumänischen Künstlers Adrian Benea sind Kompositionen mit monumentalen Grundzügen. Zu sehen waren unter anderem Ölmalereien wie „Tomis“ und Acrylmalereien wie „Anemonen“, „Werft“ und „Himmelskörper“.

Kreuzworträtsel (Fragen): Staat der USA; kräftig schütteln; zubinden; umwickeln; Gauner, Schwindler; Gegenpunkt des Zenits; dehnen, langmachen; feurig, temperamentvoll; Unterarmknochen; ugs.: ausreichen; nach etw. greifen; erlauben, bewilligen; Schilf, Röhricht; früher; lieber; Liliengewächs, Heilpflanze; Figur bei Lessing; Fluggerät; Unhold der nordischen Sage; wieder zu Kräften kommen (sich ...); höchster Teil der Karpaten; Filmhund; Tempelberg in Jerusalem; österreichisches Bundesland; Zwiebelgewächs; Himmelsrichtung; Gesangsstück für drei Stimmen; bargeldloser Zahlungsverkehr; Fischatmungsorgan; Sieger, Bester; Maßeinheit der Temperatur; Frische; Gefühlsarmut; Oberarmmuskel; chines. Ehrenbezeigung; landwirtschaftlicher Betrieb; Stadt und Fluss in Böhmen; dehnbares Hohlorgan; Warenverkehrssteuer; Brillenschlange; diesjährig (süddeutsch); limitiert, eingeschränkt; Bund, Zusammenschluss; Blumeninsel im Bodensee; Interesse; Mitmachen; unempfänglich, gefeit; Wüstenei; große Menge, Vielzahl; nach Gutdünken; frz. Komödiendichter; Oper von Bellini; ein Tonträger (Abk.); Zauberin, Märchengestalt; Arbeit in bestimmter Zeit; Verbrennungsrückstand; liebevoll umfassen; Kartenspiel; Nordeuropäer, Same; obere Gesichtspartie; Sitzmöbel für eine Person; erneut, ein weiteres Mal; den Gehorsam verweigern; anbaufähig (... machen); Tonkunst; sportl. Wettkampf (engl.); Inselstaat im Nordatlantik; vergnüglich; „fleißiges“ Insekt; Kalifenname; Großvater; griechischer Buchstabe; Fremdwortteil: unter; schräg von einer Seite zur anderen; akustisches Alarmgerät; Weißfisch, Karpfenfisch; Zart-, Feingefühl; unechter Schmuck; Hundekrankheit; Klavierteil; Druckhebel; Geschäftszimmer, -stelle; Hauptschlagader; göttliches Gesetz; geneigte Bergseite; Sinnesorgan; Werkzeugform (Kzw.); dt. Komponist (Werner); böse, schlimm; Stromspeicher (Kurzwort); feierliches Gedicht (Mz.); zähflüssiges Kohleprodukt; Kfz-Zeichen Bamberg; Sagenkönig von Sparta; Getreideart; verwirrt, unschlüssig; nicht rund; Widerhall; weibliches Bühnenfach

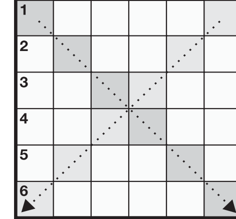
Sudoku

3	1				8	7		4
	7				2	5		9
		5						
					4			
7	2		5	6	9		4	3
			2					
						9		
6		8	1				5	
5		7	4				8	2

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!



Diagonalrätsel



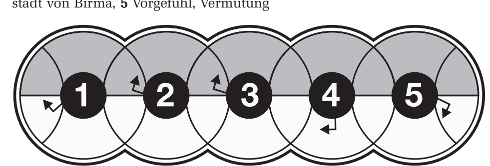
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Wasserfahrzeuge.

1 Auftraggeber, Mandant,
2 Errichtung, Montage,
3 Sohn Alberichs (dt. Heldensage),
4 Rechtschreibübung,
5 Teil der Uhr,
6 Schreitvogel

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein anderes Wort für Kraftaufwand.

1 Teil des Wiederkäuermagens, 2 schräge Stütze, 3 Frauenname, 4 Hauptstadt von Birma, 5 Vorgefühl, Vermutung



So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. Klient, 2. Aufbau, 3. Ortnit, 4. Diktat, 5. Zeiger, 6. Reiher – Kutter, Tanker

Kreiskette: 1. Pansen, 2. Strebe, 3. Renate, 4. Rangun, 5. Ahnung – Anstrengung

Sudoku:

Beliebt bei Skifahrern und Wanderern

Schneesicheres Kärnten: Ein Paradies für Wintersportler und Naturliebhaber

Von UTA BUHR

Wie ein feuriger Ball steht die Sonne über dem Großglockner und taucht die umliegenden Gipfel in blutrotes Licht. „Grandios“, freut sich ein Skiläufer und schießt ein Foto. „So eine Stimmung hat man nicht alle Tage.“ Die drei Skifexe aus Hamburg sind von Heiligenblut aus mit der Kabinenbahn zur Mittelstation Rossbach in 1752 Meter Höhe gefahren. Jetzt studieren sie erst einmal ihre Karte und legen den Plan für den Tag genau fest.

Schade, meint der eine, daß sie nicht bis auf die Spitze von Österreichs höchstem Berg aufsteigen können. Der mißt 3798 Meter. „Da oben wird die Luft schon ziemlich dünn“, warnt der Anführer, „und hier ist es doch auch ganz schön. Also – aufi geht's!“

»Da oben wird die Luft ziemlich dünn«

Die Skiregion Heiligenblut / Großglockner bietet jedem etwas, der gern auf Brettln steht. Pisten aller Schwierigkeitsgrade sind minutiös in die Karten eingezeichnet. „Ist doch ganz einfach“, erklärt Skilehrer Alois. „Die blauen sind die leichten, die roten die mittelschweren und die schwarzen nur was für Profis.“

Und natürlich gibt es hier auch noch Abfahrten für Anfänger, die man früher einmal „Idiotenhügel“ nannte. „Naa“, sagt Alois. „Oaner, der g'rad Skifahren lernt, ist doch koa Idiot. Seht's mal den Kloanen da vorn. Der ist erst sechs und hat genau vier Stunden hinter sich. Der hat Talent. Aus dem wird noch mal was.“ Ein kleiner Junge im poppigen Skianzug und leuchtend blauem Sturzhelm wedelt gerade elegant den Hügel hinunter, angefeuert von einem stolzen Vater, der die Abfahrt seines Sohnes mit der Videokamera festhält.

Der Schareck in 2604 Meter Höhe ist ein ideales Wintersportgebiet. Glänzender weißer Pulverschnee, soweit das Auge reicht. Ein Pulk gutgelaunter Menschen schnallt die Skier unter und saust in rasanter Fahrt die Pisten hinunter. Auf einem abschüssigen Hügel vollführen Boarder halsbrecherische Kunststücke.

Inzwischen ist es Mittag geworden, und das Kleeblatt aus Hamburg verspürt Hunger. Unter einem strahlend blauen Himmel, an dem vereinzelt weiße Federwölkchen segeln, geht es zur Fleißalm, die mit einer zünftigen Jause aufwartet.

Hans und France, die Wirte dieses urigen Stadls abseits vom Trubel der populären Pisten, servieren frische Salate, Gamsgulasch, hausgemachte Knödel und zum Abschluß einen selbst gebrannten Zirbenschnaps, der wohlig die Kehle hinunterrinnt.

Während eines Sonnenbades auf der Terrasse entspinnt sich ein Gespräch: „Ja, sagt's ammal, was verbreitet denn da eure Boulevardpresse! Nie mehr Schnee“, meldet sich Hans. „Tod vieler Tiere wegen der Klimaveränderung. Also im Nationalpark Hohe Tauern wird's halt immer Schnee geben. Und Adler, Gemsen und Murmeltiere fühlen sich bei uns immer noch sehr wohl.“ Heuer liegt eine dicke weiße Decke über dem Wintersportgebiet auf 1800 Metern Höhe. Die Skibedingungen seien optimal, bestätigen die Nordlichter, kein Vergleich zum letzten Jahr, als es nirgendwo ohne den ständigen Einsatz von Schneekanonen ging.



Im Kärntner Skiparadies: Ein herrliches Panorama entzückt den Besucher. Foto: Buhr

Auch in die Täler ist der Winter eingezogen. Fichten, Tannen, Kirchtürme und Dächer tragen weiße Pudelmützen. Heiligenblut zeigt sich von seiner besten Seite. Hübsche Häuser, zum Teil mit rund umlaufenden Veranden, säumen die Straßen. Und wer den etwas abschüssigen Weg zum Dorfplatz hinaufsteigt, steht vor einer herrlichen alten Pfarrkirche aus dem 14. Jahrhundert. Bemerkenswert sind der reich vergoldete Flügelaltar und die gotische Orgel.

Religionslehrerin Maria führt ihre Gäste nach einem Tag auf der Piste gern durch „ihre“ Kirche und breitet vor einem stets aufmerksam lauschenden Publikum einen bunten Bilderbogen von Geschichten und Legenden aus. „Schifoarn is gut, aber Kultur tut auch Not“, lacht sie und erzählt die Geschichte vom Heiligen Briccius. Der fromme Mann brachte einst ein Fläschchen des Blutes Jesu hierher, das heute noch in einer Monstranz aufbewahrt wird: „Dort, wo ein Tropfen Blut auf die Erde fiel, sprossen aus dem steinigen Boden Kornähren.“ Zur Messe ist das Gotteshaus fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein guter Tip: rechtzeitig kommen und während der Andacht die filigran geschnitzten Altarfiguren in ihren prächtigen bunten Gewändern betrachten.

Am nächsten Morgen machen Gipfelstürmer sich in aller Frühe auf zu neuen Abenteuern. Über Nacht ist frischer Schnee gefallen. Ein leichter Dunst liegt über den Gipfeln der Berge. Von Flattach, dem kleinen Ort am Fuße des Mölltaler Gletschers, bringt die modernste und längste Gletscherbahn der Welt ihre Gäste in gerade einmal acht Minuten auf Kärntens höchstgelegenes Wintersportgebiet. Auch hier wieder einzigartige Abfahrten, die das Herz eines jeden Skiläufers höher schlagen lassen. Auf 3107 Meter Höhe genießt man einen herrlichen Panoramablick auf die umliegenden Berge und Täler. Hier oben brummt es. Mitglieder der polnischen Ski-Nationalmannschaft bereiten sich auf ihr Training vor, während einige Carver sich ins Getümmel der Pisten stürzen. „Bei uns trainieren die besten Ski-Nationalteams der Welt. Unser Gebiet garantiert Schneesicherheit von Oktober bis Ostern“, erklärt Anton, ein Flattacher Bergführer, nicht ohne Stolz.

Das Gebiet auf und rund um den Mölltaler Gletscher ist ein Winterparadies für Jung und Alt, geeignet für sämtliche Wintersportarten. Kilometerlange geräumte Wege laden zum Wandern, Hänge mit Flutlicht zum Rodeln ein. „Wandern und Kutschfahrten durch verschneite Märchenwälder kommen besonders gut bei unseren älteren Gästen an“, sagt Anton. „Und Schneeschuhlaufen wird auch immer beliebter!“ Auch für Nicht-Skiläufer ist dieses Areal von großem Reiz. Die Gondelfahrt von der Mittelstation auf 2200 Metern bis Eissee in 2800 Meter Höhe führt vorbei an der Duisburger Hütte, die wie eine kleine Burg auf felsigem Grund steht, und öffnet einen grandiosen Blick auf steile schneebedeckte Hänge, schroffe Felsen und weite weiße Flächen.

Schneeschuhlaufen wird beliebter

Weitere Auskünfte unter der Telefonnummer (00 43) 4 82 52 00 49 oder im Internet unter www.ski-kaernten.at.

Krank im Urlaub?

Die Europäische Krankenversicherungskarte gehört mit ins Gepäck

Trotz aller Vor- und Umsicht kann man im Urlaub krank werden. Bei einem Schnupfen oder einer Magen-Darm-Verstimmung reicht meist der Griff zur Reiseapotheke. Andere Erkrankungen oder Verletzungen erfordern dagegen einen Arztbesuch. Im europäischen Ausland sollte man als gesetzlich Versicherter für solche Fälle unbedingt die Europäische Krankenversicherungskarte im Gepäck haben, die mittlerweile den Auslandskrankenschein ersetzt hat.

Man bekommt die Karte von seiner heimischen Krankenkasse und sollte sie dort rechtzeitig vor dem Start in den Urlaub beantragen.

Bei neu ausgegebenen Versichertenkarten ist die Karte auch oft schon integriert. Sie gilt für die ambulante oder stationäre Notfallbehandlung in allen EU-Staaten sowie in Island, Liechtenstein, Norwegen und der Schweiz, aber auch in den außereuropäischen Staatsgebieten wie Réunion oder Guadeloupe.

Blind verlassen sollte man sich auf die Europäische Krankenversicherungskarte jedoch nicht, betont Mareke Kortmann vom Europäischen Verbraucherzentrum, denn sie gilt nicht automatisch überall: „Lassen Sie sich vor Beginn der Behandlung beim Arzt oder im Krankenhaus zusichern, daß diese dem gesetzlichen Versicherungssystem angehören und daß die Europäische Krankenversicherungskarte akzeptiert wird.“

Man sollte außerdem stets deutlich machen, daß eine Behandlung als Privatpatient nicht gewünscht sei. Denn die heimische Krankenkasse übernehme nur die Kosten im Rahmen des gesetzlichen Gesundheitssystems des jeweiligen Landes.

Die wesentlich höheren Kosten einer privaten Behandlung müsse man selbst tragen. Das gelte in vielen Ländern grundsätzlich auch für den Besuch beim Zahnarzt, der – anders als in Deutschland – oft nicht zum gesetzlichen Leistungskatalog gehöre. Da helfe nur eine Zusatzversicherung.

Behandlung als Privatpatient muß man selbst tragen

Eigentlich sollten Urlauber mit der Europäischen Krankenversicherungskarte beim Arztbesuch oder Krankenhausaufenthalt nichts vor Ort bezahlen müssen. Trotzdem versuchen manche Ärzte, dem Patienten die Behandlungskosten direkt in Rechnung zu stellen, ist die Erfahrung von Heinz Windisch vom Verband der Krankenversicherten Deutschlands:

„In solchen Fällen werden von den Krankenkassen nur Kosten in der Höhe übernommen, wie sie für eine vergleichbare Behandlung in Deutschland anfallen würden.“

Um zumindest diese erstattet zu bekommen, sei es wichtig darauf zu achten, daß die Abrechnung so detailliert wie möglich ist.

Wenn eine Operation oder eine langwierige Behandlung notwendig werde, sollte man auf Nummer sicher gehen und nach Möglichkeit Rücksprache mit seiner heimischen Krankenkasse halten, rät Windisch.

Was für Urlaubsreisen in das außereuropäische Ausland grundsätzlich empfohlen wird, gibt auch auf Touren in Europa mehr Sicherheit: eine private Auslands-Reisekrankenversicherung. Die übernimmt neben den höheren Behandlungskosten meist auch die Kosten für einen eventuell notwendigen Rücktransport. *ddp*

Schmuck weg?

Diebstahl aus dem Zimmersafe bringt auch noch Ärger

Wer in den Urlaub fährt, hat meist einiges an Wertsachen im Gepäck: die teure Kamera, etwas Schmuck und natürlich die Reisedokumente. Um diese sicher aufzubewahren, steht in vielen Hotels gegen ein Entgelt ein Zimmersafe zur Verfügung. Generell ist es sinnvoll, diesen zu nutzen. Das gelte selbst dann, wenn man eine Reisegepäckversicherung abgeschlossen hat, betont Bettina Dittrich von der Verbraucherzentrale Sachsen.

Es ist generell sinnvoll, den Zimmersafe zu nutzen

Der Versicherungsnehmer habe schließlich eine Schadensminderungspflicht. Wenn man also seinen teuren Goldschmuck offen im Hotelzimmer liegen läßt, könnte die Versicherung bei einem Diebstahl unter Umständen die Zahlung verweigern.

Gibt es direkt im Zimmer keinen Safe, sollte man deshalb Wertgegenstände gegen Quittung im Hotelsafe unterbringen.

Doch auch ein Zimmer- oder Hotelsafe bietet keine 100prozentige Sicherheit. Wird etwas aus dem Safe entwendet, tritt die Reisegepäckversicherung zwar ein. Wer jedoch keine abgeschlossen hat, muß den Schaden in der Regel selbst tragen.

„Diebstahl gehört juristisch gesehen zum allgemeinen Lebensrisiko. Außer den Dieb kann man zunächst niemanden dafür haftbar machen“, betont die Rechtsexpertin.

Anders ist es jedoch, wenn im Hotel schlampig gearbeitet und die Sicherungspflicht vernachlässigt wurde. Wird zum Beispiel der Schlüssel zum Hotelsafe leicht zugänglich aufbewahrt oder wurde der Safe im Zimmer nicht ausreichend befestigt, könne es sich unter Umständen um grobe Fahrlässigkeit handeln. Dann hafte der Vertragspartner.

Handele es sich um eine Pauschalreise, müsse man in solchen Fällen seine Ansprüche gegenüber dem Veranstalter geltend machen. Nur bei direkter Buchung im Hotel sollte man sich gleich an den Hotelier wenden.

Wichtig sei in jedem Fall, möglichst sofort die örtliche Polizei einzuschalten.

„Sowohl Versicherungen als auch die Reiseveranstalter fordern ein Polizeiprotokoll über den Diebstahl. Nur dann werden Ansprüche überhaupt anerkannt“, sagt Dittrich.

Bei Sprachproblemen ist es dabei sinnvoll, sich an das örtliche Büro des Reiseveranstalters oder den Reiseleiter zu wenden, um dort Hilfe zu bekommen.

Auch die Benennung von Zeugen kann die eigenen Ansprüche unterstützen. Zum Beispiel, wenn andere Gäste bemerkt haben, daß der Schlüssel für den Hotelsafe häufig offen herumlag.

Es ist nicht immer einfach, dem Hotel ein Verschulden nachzuweisen, weiß die Verbraucherschützerin: „Man sollte sich grundsätzlich darüber im Klaren sein, daß ein Diebstahlrisiko erstmal jeder selbst trägt und nicht automatisch jemand für den Verlust von Wertgegenständen haftet.“

Das Diebstahlrisiko trägt jeder erst einmal selbst

Deshalb ist es trotz Zimmersafe besser, manche Dinge vielleicht lieber nicht in den Urlaub mitzunehmen. *ddp*

»Bismarck«-Akten zurück in Deutschland

Kriegstagebuch und Protokolle der ersten Aussagen der Überlebenden in London entdeckt

Von Jan Heitmann

Beim Überlegen des Schiffes werden viele von uns über Bord gespült. Nach einiger Zeit erreiche ich ein Floß mit etwa 40 bis 50 Kameraden und hänge mich dran. Auf dem Wasser schwimmt viel Öl. Durch das Schlucken von Ölwasser werden viele ohnmächtig und lassen das Floß los.“ Der Matrosengefreite Otto Maus kämpft um sein Leben. Manchmal geht sein Blick zurück zu seinem Schiff, dem Schlachtschiff „Bismarck“. Das deutsche Flaggschiff liegt im Granatfeuer britischer Zerstörer und Schlachtschiffe. Von 400 Volltreffern in ein brennendes Wrack verwandelt, beginnt es langsam über das Heck zu sinken. Der Kommandant, Kapitän zur See Ernst Lindemann, geht zum Bug, nimmt Haltung an und legt die rechte Hand an die Mütze. Dann versinkt sein Schiff mit wehender Flagge und laufenden Maschinen in der Tiefe. Nur 115 Angehörige der 2221 Mann starken Besatzung überleben.

Festgehalten wurde die Tragödie vom 27. Mai 1941 im Kriegstagebuch (KTB) der „Bismarck“, das beim Untergang verlorenging. KTB halten Weisungen und Befehle vorgesetzter Dienststellen, Lagebeurteilungen und Führungsentscheidungen nachvollziehbar fest. Sie werden unmittelbar unter dem Eindruck des Geschehens niedergeschrieben und geben die Ereignisse in chronologischer Reihenfolge wieder. Um der deutschen Marineführung ein Bild von den dramatischen Maitagen zu vermitteln und eine Auswertung des Geschehens zu ermöglichen, wurde das KTB der „Bismarck“ nach den Aussagen von Augenzeugen, Aufzeichnungen, Fernschreiben und Funkmeldungen rekonstruiert. Weiteren Aufschluß über das Geschehen erhielt die Seekriegsleitung durch die Aussagen von fünf überlebenden Seeleuten, die unmittelbar nach deren Rettung protokolliert wurden. Bevor diese Dokumente mehr als 60 Jahre nach Kriegsende wieder nach Deutschland gelangten, hatten sie eine Reise um die halbe Welt hinter sich. Bei Kriegsende fielen alle Marineakten den Siegermächten in die Hände. Zunächst gelangten sie nach Großbritannien und dann in die USA, wo sie gründlich ausgewertet wurden. Anschließend wurden die Akten verfilmt und sukzessive bis Ende der 1970er Jahre an das Bundesarchiv / Militärarchiv übergeben. Vieles blieb jedoch verschollen. Auch die Akten zum Schlachtschiff „Bismarck“ gelangten nur in Fragmenten zurück nach Deutschland. Der Historiker und Museologe Dr. Wilfried Beer aus Witzhave (Kreis Stormarn) hat Teile des KTB der „Bismarck“ und die Protokolle der ersten Aussagen der Überlebenden kürzlich neben weiteren bedeutenden deutschen Marineakten in Privatbesitz in London entdeckt. Diese lange verschollenen Unterlagen geben einen Eindruck von den Geschehnissen an Bord und der menschlichen Tragödie.

Das Schlachtschiff „Bismarck“ war der Stolz der deutschen Kriegsmarine. Gebaut, um die Obergrenzen des deutsch-britischen Flottenabkommens von 1935 auszunutzen, prädestinierten ihr Fahrbereich von über 9000 Seemeilen, ihre schwere Bewaffnung, die massive Panzerung und die hohe Geschwindigkeit von 30 Knoten die 251 Meter lange, bei Blohm & Voss in Hamburg gebaute „Bismarck“ für den Einsatz gegen Nachschubkonvois und gegnerische Einheiten im Nordatlantik.

Am 18. Mai 1941 läuft die „Bismarck“ von Gotenhafen zu ihrer ersten Unternehmung in den Nordatlantik aus. Gemeinsam mit dem Schweren Kreuzer „Prinz Eugen“ soll sie hier Handelskrieg führen. Die Operation steht unter der Führung des Flottenchefs, Admiral Günther Lütjens, der sich mit seinem Stab eingeschifft hat.

23. Mai 1941, 19.22 Uhr. „Alarm. In Richtung 340° ein Schatten.“ Kurz darauf kommt es in der Dänemarkstraße zum ersten Gefecht: „Der fühlungshaltende Kreuzer eröffnet Feuer auf ‚Prinz Eugen‘.“ Die deutschen Schiffe nebeln sich ein und lösen sich vom Feind. Kapitän zur See Lindemann vermutet ein zufälliges Zusammentreffen. In sein KTB notiert er: „Operativer Einsatz feindlicher Seestreitkräfte bisher nicht erkennbar geworden.“

In den frühen Morgenstunden des 24. Mai heißt es erneut: „Alarm. Kreuzer kommt von achtern auf.“ Um 5.43 Uhr notiert Lindemann für das KTB: „Weitere Einheit an Backbord. Später als ‚Hood‘ festgestellt.“ Und sieben Minuten später: „‚Hood‘ und ‚Prince of Wales‘ vereinigen sich und laufen mit Höchstfahrt in sehr spitzer Lage auf den Verband zu. Feuer eröffnen durch ‚Hood‘ und ‚Prince of Wales‘. Feuer eröffnen auf ‚Hood‘. Feuervereinigung mit ‚Prinz Eugen‘ auf das gleiche Ziel. In Höhe vor dem achteren Mast auf ‚Hood‘ ein sich schnell ausbreitendes Feuer beobachtet.“ Die Kampfentfernung beträgt fast 30 Kilometer. Über Bordlautsprecher gibt die Schiffsführung bekannt: „Gegner brennt.“ Der Matrosengefreite Georg Herzog stürzt nach oben. „Wie ich an Oberdeck komme, sehe ich Backbord achteraus eine Stichflamme.“ Über Lautsprecher kommt „Gegner explodiert.“ „Außerordentlich starke Detonation auf ‚Hood‘. Hohe Säule von Eisenteilen wird sichtbar. Eine schwere schwarze Rauchwolke hüllt das Schiff ein, das schnell über das Heck absinkt und sich dabei um 180° dreht. Somit ist der Schlachtkreuzer ‚Hood‘ 5 Minuten nach Gefechtsbeginn im Artilleriekampf vernichtet.“ So lapidar liest sich in der nüchternen Sprache des KTB der Untergang des seinerzeit größten Kriegsschiffes der Welt. Es reißt 1416 Mann Besatzung mit sich in die Fluten. Nur drei von ihnen überleben.

Walter Lorenzen und seine Kameraden von der Leckwehrgruppe bringen ein dreifaches „Hurra“ aus. „Es herrscht eine freudige Stimmung“, erinnert er sich später.

Unterdessen vereinigen die beiden deutschen Schiffe ihr Feuer auf die „Prince of Wales“, die „nach sicher beobachteten Treffern beider Schiffe unter Schwarzqualm abdreht und das Gefecht abbricht“. Schlachtschiff „Bismarck“ hat lediglich drei Treffer erhalten. Sie zieht eine verräterische Ölspur hinter sich her. „Die allgemeine Begeisterung ist groß“, erinnert sich der Matrosengefreite Herbert Mantey von der Schiffsartillerie.

Immer wieder greifen britische Torpedoflugzeuge an, sie können dem riesigen Schiff aber nichts anhaben. Der Matrosengefreite Otto Höntzsch, eingesetzt an einem leichten Flugabwehrgeschütz, bewundert ihre waghalsigen Flugmanöver: „Ich hatte das Gefühl, daß die Engländer mit sehr viel Schneid und Mut alles versuchten, ihre Torpedos ans Ziel zu bringen.“ „Prinz Eugen“ wird entlassen, um auf eigene Faust weiter zu operieren. Durch die Schäden, welche die „Bismarck“ durch das Feuer der „Hood“ erlitten hat, liegt das Vorschiff so tief im Wasser, daß es „an ein U-Boot erinnert“, wie Höntzsch nach seiner Rettung zu Protokoll gibt. Trotzdem macht das Schlachtschiff noch stolze 27 Knoten.

London steht nach dem Verlust der „Hood“ unter Schock. Sollte es der „Bismarck“ gelingen, in den Atlantik durchzubrechen, würde sie allein durch ihr Auftreten auf den dortigen Schiffahrtswegen „eine schwere Beeinträchtigung britischer Seemachtstellung“ erreichen, wie Lindemann in seinem KTB notiert. Winston Churchill selbst gibt den Befehl: „Versenkt die ‚Bismarck.‘“ Die Royal Navy setzt alle größeren Einheiten, die sie in den Heimatstützpunkten zur Verfügung hat, gegen den angeschlagenen Gegner in Marsch.

Am nächsten Morgen, dem 25. Mai, spricht der Flottenchef zur Besatzung. Der Matrosengefreite Höntzsch erinnert sich an seine Worte: „Wir haben noch einen schweren Kampf mit englischen Seestreitkräften zu bestehen. Wir werden siegen oder sterben.“ Mutlosigkeit macht sich breit. Dem Matrosengefreiten Otto Maus erscheinen seine Kameraden nach diesen Worten sehr niedergeschlagen: „Der Flottenchef hat so schön gesprochen, sie haben aber seinen Worten entnommen, daß wir schon verloren wären.“ Auch der Matrosengefreite Lorenzen spürt die Niedergeschlagenheit: „Da vor der Rede die Stimmung der Besatzung sehr gut und zuversichtlich war, herrscht allgemein die Ansicht, daß es besser gewesen wäre, wenn man über die Lage des Schiffes nichts bekanntgegeben hätte.“

Der Gegner bleibt dran. Immer wieder wird das Schlachtschiff von Flugzeugen angeflogen, die Position und Kurs an die Home Fleet melden. Am Morgen des 26. Mai hat die „Bismarck“ das Operationsgebiet deutscher U-Boote und Flugzeuge erreicht. Hoffnung kommt auf: „Diese Nachricht löst große Freude aus.“ Abends gibt es erneut Fliegeralarm. Der Matrosengefreite Höntzsch sieht „vier Staffeln von vier Flugzeugen, die durch die Wolken brechend von allen Seiten angreifen“. Die Männer der „Bismarck“ wehren sich erbittert. Trotzdem gelingt einer Maschine ein folgenschwerer Torpedotreffer. Eine Erschütterung geht durch das Schiff. Der Matrosengefreite Herzog hört über das Bordtelefon: „Ruderanlage unklar, Ruder liegt hart Steuerbord.“ Später „Schiff fährt im Kreis.“ Taucher gehen in die überfluteten Räume und kuppeln das Handruder ein. Das Schiff geht wieder auf Marschfahrt. Gegen Mitternacht eröffnen britische Zerstörer das Feuer. Sie können abgewehrt werden. Das Gefecht dauert bis in die Morgenstunden des 27. Mai.

Wiederentdeckt: Kriegstagebuch der „Bismarck“ Foto: Heitmann

Zwischen dem Kommandanten und seinem Admiral kommt es immer wieder zu Diskussionen über das weitere Vorgehen. Das Schlachtschiff könnte Kurs auf die rettende französische Küste nehmen. Auch könnte man versuchen, dem Gegner zu entkommen und die Schäden auf See mit Bordmitteln zu beheben und dann den Auftrag fortzusetzen. Doch das, was Kapitän zur See Lindemann aus taktischer Sicht zur Rettung seines Schiffes vorschlägt, stößt bei Admiral Lütjens, der die Lage vom übergeordneten operativ-strategischen Standpunkt aus betrachtet, auf Ablehnung. Die Möglichkeit, den Gegner um Einstellung des Feuers und Rettung der deutschen Seeleute zu bitten und dann die „Bismarck“ selbst zu versenken, kommt für beide nicht in Betracht. Ein solches zweckrationales militärisches Handeln steht in krassem Gegensatz zur Tradition und dem Ehrbegriff der Marine. Heute, weit von den Ereignissen und der damals herrschenden Denkweise entfernt und mit den Maßstäben der Gegenwart gemessen, erscheint dieses Verhalten unverständlich. Wie alle Seeoffiziere ihrer Zeit sind Lütjens und Lindemann jedoch dazu erzogen, sich auch in aussichtsloser Lage niemals zu ergeben, sondern ruhmreich unterzugehen. Eine Kapitulation gilt in allen Marinen als schmähliches Versagen und unehrenhaftes Verhalten. Der Flottenchef verkündet der Besatzung: „Wir schießen bis zur letzten Granate.“

Der Gegner nutzt die Gefechtspause zur Heranführung weiterer Einheiten. Innerhalb von nur 90 Minuten feuern sie 3000 Granaten auf die „Bismarck“. „Die feindlichen Zerstörer kommen so nah, daß wir sogar die Leute an Bord sehen können.“ Der Matrosengefreite Manthey „hat den Eindruck, daß von allen Seiten auf uns geschossen wird“. Sein Kamerad Herzog sieht „Splitter und Schiffsteile umherfliegen“ und geht in Deckung. Lorenzen beobachtet „Treffer auf Treffer, die zum größten Teil mittschiffs liegen. Die Schlagseite nach Backbord nimmt immer mehr zu.“ Gemeinsam mit anderen Seeleuten zerren sie im Granathagel Rettungsflöße aus den Halterungen. Noch immer schießt die eigene Artillerie Salve um Salve. Als die Wogen über dem Oberdeck zusammenschlagen, werden die Männer von Bord gespült.

„Da Treffer um Treffer im Wasser landet, gelingt es uns erst nach 15 Minuten, in das Schlauchboot zu klettern“, sagt Manthey später aus. Ihr Schiff sehen die Männer nur noch, wenn sie eine Welle hochhebt. Die Aufbauten sind zerstört und stehen in Flammen. Unter Deck dagegen hämmern noch immer die Maschinen und laufen die Aggregate. Auch die Schiffsartillerie feuert unverdrossen weiter, bis die Munition verschossen ist. „Es kommt mir so vor, als hätte das Schiff wieder Fahrt gemacht. Kurz danach sehe ich von ‚Bismarck‘ nichts mehr, nur noch eine Rauchfahne.“ Lorenzen und Maus retten sich in ein anderes Floß. Sie treiben schnell achteraus und werden später von einem deutschen Versorgungsschiff aufgenommen.

Admiral Lütjens hadert mit seinem Schicksal. Der Flottenchef will seinen Vorgesetzten Rechenschaft ablegen, sich vor dem deutschen Volk und der Geschichte für sein Handeln verantworten. Das Kriegstagebuch muß gerettet werden. Um 7.10 Uhr setzt die „Bismarck“ ihren letzten Funkspruch ab: „U-Boot senden zum Wahrnehmen des Kriegstagebuches.“ Bald darauf setzen die gegnerischen Zerstörer zum Fangschuß auf das deutsche Flaggschiff an. Der Kommandant gibt den Befehl zur Selbstversenkung und zum Verlassen des Schiffes.

Als U 74 am Abend die Position der „Bismarck“ erreicht, ist das Schlachtschiff bereits gesunken. Damit ist auch das Kriegstagebuch verloren. Die Wasseroberfläche ist von Wrackteilen übersät, dazwischen zahllose Tote. Nach einiger Zeit entdecken die U-Boot-Männer ein Floß. Darin die vollkommen entkräfteten Matrosengefreiten Manthey, Herzog und Höntzsch. Es ist eine Rettung in letzter Minute. Gelungen, weil der Flottenchef das Kriegstagebuch der Nachwelt erhalten wollte. 100 Überlebende der „Bismarck“ werden von britischen Schiffen gerettet, bevor diese sich wegen der U-Boot-Gefahr von der Untergangsstelle zurückziehen.



Die „Bismarck“: Am 27. Mai 1941 ging das Schlachtschiff unter und riß dabei 1977 Menschen mit in den Tod. Foto: Archiv

MELDUNGEN

Bei Streß droht Hörsturz

Neumünster – Streß kann nicht nur auf den Magen, sondern auch auf die Ohren schlagen. „Menschen, die unter erheblichem Streß leiden, sind besonders anfällig für einen Hörsturz“, sagt Michael Deeg vom Berufsverband der Hals-Nasen-Ohren-Ärzte. Bei einem Hörsturz handelt es sich um einen plötzlichen Hörverlust im Bereich des Innenohrs. Dort befinden sich viele kleine Sinneszellen, die akustische Signale auffangen und an das zentrale Nervensystem weiterleiten. „Möglicherweise hat der Hörverlust mit einer Durchblutungsstörung zu tun“, sagt der Mediziner. Bei etwa der Hälfte der Patienten gehen die Symptome innerhalb von 24 Stunden wieder zurück. Dauern die Beschwerden an, sollte man einen Hals-Nasen-Ohren-Arzt aufsuchen. Er kann Infusionen und Medikamente verabreichen. „Bleibt ein Hörsturz unbehandelt, droht dauerhafte Schwerhörigkeit“, warnt Deeg. *ddp*

Paris Hilton streßt Mäuse

Montreal – Eher zufällig stießen Wissenschaftler der McGill-Universität in Montreal auf den Zusammenhang zwischen Paris Hilton und nachlassenden Schmerzen. Immer, wenn sich Menschen im Raum befanden, hörten die Labor-Mäuse auf, ihre Wunden zu lecken. Sie zeigten den Mäusen daraufhin verschiedene Bilder, darunter auch eines von Paris Hilton. Der Anblick löste bei den Mäusen Streß aus. Die Wissenschaftler vermuten, daß sie sich bedroht fühlten. Der gestiegene Streßpegel führte dazu, daß sie ihre Wunden vernachlässigten, der Schmerz schien vergessen. Dieses Phänomen wurde übrigens nur bei männlichen Mäusen beobachtet, die Weibchen waren von Paris Hilton völlig unbeeindruckt.

Gehen ist die beste Medizin

Patienten mit der sogenannten peripheren arteriellen Verschlußkrankheit müssen sich bewegen

Von Rosemarie Kappler

Statt teurer Life-Style-Medikamente kaufen Sie sich lieber eine gute Flasche Rotwein.“ – „Gehen Sie viel. Wer geht, bildet Umgehungskreisläufe für die Gewebeversorgung.“ Die Ratschläge, die viele Ärzte Patienten mit der sogenannten peripheren arteriellen Verschlußkrankheit (kurz pAVK) geben, hören sich zwar trivial an, doch wirksam sind sie allemal und sie schärfen das Bewußtsein für die schlimmen Folgen einer erkrankten Blutversorgung in den Beinen.

Rund vier Millionen Menschen in Deutschland leiden an der pAVK, besser bekannt als „Schaufensterkrankheit“. Unter diesem Begriff sind alle denkbaren Verengungen und Verschlüsse der Blutgefäße im Bereich der Becken- und Beinschlagadern zusammengefaßt. Sie können bisweilen unerträgliche Schmerzen bereiten, die so stark sind, daß ein Weitergehen unmöglich wird. Da viele Betroffene die Pause dazu nutzen, Schaufenster zu betrachten – auch um nicht angesprochen zu werden –, hat der Volksmund für diese schwerwiegenden Durchblutungsstörungen einen bildhaften Ausdruck gefunden.

Die Ursachen sind die gleichen wie auch bei anderen großen Volkskrankheiten: Bewegungsmangel, Übergewicht, Bluthochdruck, erhöhte Blutfettwerte, Rauchen und Diabetes. „Daraus wird deutlich, daß jeder die Möglichkeit hat, selbst etwas gegen die Krankheit zu tun, die bis zur vollen Ausbildung rund 25 Jahre benötigt“, sagt Horst Winter, Kardiologe am Universitätsklinikum Homburg. Zeit, die in der Tat für ausreichend Bewegung, gesunde Ernährung, Nikotinentwöhnung, Behandlung von Grunderkrankungen und Normalisierung von Blutfett- und Blutdruckwerten genutzt werden sollte. Denn: „Was einmal kaputt ist, ist kaputt“, wird Winters Kollege Magnus Baumhäkel überdeutlich.

Die pAVK ist in vier Stadien eingeteilt. Im Stadium 1 verursacht die Gefäßverengung tückischerweise keine Beschwerden. Sie wird meist zufällig entdeckt. Das Stadium 2 ist gekennzeichnet durch Wadenschmerzen nach einer bestimmten Gehstrecke. Ein Zeichen für die bereits eingesetzte Minderdurchblutung der Muskulatur und eindeutiger Hinweis auf zugehende Arterien.

Im dritten Stadium sind die Schmerzen auch in Ruhe zu spüren, und im Stadium 4 ist es schließlich zum völligen Verschluß kleinster Blutgefäße gekommen. Schwere Gewebeschädigungen sind die Folge, es entstehen schlecht verheilende Geschwüre, ganze Gewebebezirke und komplette Gliedmaßen können absterben, die dann amputiert werden müssen.

Ein Schicksal, das einem Großteil der jährlich 30 000 Beinamputierten durch eine vernünftige Lebensweise erspart bleiben könnte.

Nicht nur die Amputation schwebt wie ein Damoklesschwert über den Betroffenen, es drohen auch Herzinfarkt oder Schlaganfall, weil Durchblutungsstörungen der Beine meist mit Engstellen an den Herzkranzgefäßen und den Halsschlagadern kombiniert sind.



Vorsicht beim Strandspaziergang: Diabetiker müssen aufpassen, daß sie sich nicht verletzen. Foto: ddp

Von zehn pAVK-Patienten haben acht ein hohes Risiko, einen Herzinfarkt zu erleiden, beziehungsweise drei von zehn müssen mit einem Schlaganfall rechnen.

Häufig ist eine pAVK die Folge eines Diabetes. Bei einem Drittel der Menschen mit der Diagnose Diabetes wird auch eine pAVK festgestellt. Diese Kombination wird von Medizinern sehr gefürchtet.

Da Diabetes die peripheren Nerven schädigt, ist das Schmerzempfinden häufig ausgeschaltet. Schmerzen einer pAVK werden deshalb nicht wahrgenommen. So kann bei fehlenden Vorsorgeuntersuchungen und mangelnder eigener Fürsorge unbemerkt ein Fuß absterben.

Keine Seltenheit: In Deutschland werden jährlich 28 000 Füße amputiert und 60 000 Geschwüre infolge Diabetes behandelt. Dabei, so sagen Gefäßspezialisten, seien 80 bis 90 Prozent der Fuß-Amputationen vermeidbar, wenn der diabetische Fuß richtig versorgt würde.

Im Extremfall können hierbei auch Gefäßchirurgen helfen, so wie sie auch bei der von Diabetes unabhängigen pAVK weiterhelfen. Ziel ist dann, mit Ausschälungen oder Bypässen sowie ergänzenden Medikamenten die Blutversorgung wieder herzustellen.

Gewebe, das bis zu diesem Zeitpunkt bereits geschädigt ist, ist jedoch kaum mehr zu regenerieren. Auch Medikamente können dann nur noch wenig ausrichten.

Hilfreiche Tips für Diabetiker

* Vermeiden von engem Schuhwerk, damit keine Druckstellen entstehen. Neue Schuhe langsam und vorsichtig einlaufen.
* Vorsicht beim Barfußlaufen wegen der Verletzungsgefahr
* Wegen des verringerten Schmerzempfindens keine heißen Bäder oder Wärmflaschen
* Nägel feilen statt schneiden, um Verletzungen zu vermeiden.
* Hornhaut mit Bimsstein wegschleifen, nicht abhobeln (Schnittgefahr)
* Täglich die Füße Eincremen, um Risse zu vermeiden.
* Trockene rissige Haut fördert ebenso wie feuchte aufgequollene Haut das Eindringen von Bakterien und Pilzen. Deshalb regelmäßig Fußkontrollen durchführen und auf Rötungen achten, die auf Entzündungen hinweisen.

Ballaststoffe

Gezielt nach Vollkornbrot fragen

In keinem Land werden so viele Laibe und Semmeln verzehrt wie in Deutschland. Während Briten und US-Amerikaner eher helles Toast bevorzugen, wird hierzulande besonders gern zu dunklen Produkten gegriffen, weil sie einen hohen Anteil an gesunden Ballaststoffen versprechen.

Doch dunkel bedeutet nicht automatisch volles Korn: „Die Farbe des Brotes sagt nichts über die Menge an Ballaststoffen aus“, sagt Sven-David Müller-Nothmann, Vorsitzender des Deutschen Kompetenzzentrums für Gesundheitsförderung und Diätetik in Köln.

Dunkles Brot ist nicht immer gesund

Grundsätzlich kann auch ein helles Weizenbrot einen hohen Vollkornanteil haben. „Vollkorn heißt nichts anderes, als daß das Korn als Ganzes oder in Form von naturbelassenen Mehlen im Brot landet – also die Randschichten des Korns nicht entfernt wurden, in denen sich ein Großteil der Ballaststoffe, Mineralien und Vitamine befinden“, erklärt Müller-Nothmann. Ob es sich dabei um Weizen-, Roggen-, Hafer- oder Gerstenmehl handelt, spiele für den Gesundheitswert lediglich eine untergeordnete Rolle.

Oft verbergen sich hinter kräftig wirkenden „Weltmeister“- oder „Kürbiskern-Broten“ Mischbrote aus einfachen Mehlen mit wenig Vollkornanteil. Auf die Oberfläche aufgestreute Körner suggerieren ein gesundes, ballaststoffreiches Brot.

Ein Mischbrotteig im Inneren ist dagegen in der Regel heller, kann aber mit Zuckercouleur dunkel gefärbt sein. „Wer sicher gehen will, daß er beim Bäcker ein Vollkornbrot erhält, muß gezielt danach fragen“, rät Müller-Nothmann.

Bei Brötchen sollte man noch genauer hinsehen. „Es gibt praktisch keine Bäcker, bei denen man ein Vollkorn-Brötchen aus tatsächlich vollem Korn bekommen kann“, sagt der Ernährungsexperte. Dies sei ganz leicht an der Konsistenz des Backwerks erkennbar.

Selbst Vollkorn- und Weltmeisterbrötchen sind fluffig und weich und nicht etwa kräftig-schrotig, wie es bei einem echten Vollkornbrot der Fall ist.

„Es gibt im Prinzip keine hochwertigen Brötchen“, unterstreicht Müller-Nothmann.

Ausnahmen seien allenfalls Vollkorn-Brötchen aus dem Reformhaus, die mit dem populären luftigen Möchtegern-Vollkorn-Brötchen aber nicht mehr viel gemein hätten. *ddp*

Gelenkschmerzen

Bei Arthritis frühzeitig den Arzt aufsuchen

Nach einem schweren Umzug mit sperrigen Möbeln können die Gelenke empfindlich schmerzen. Wem die Knie oder Handgelenke auch ohne derartige Belastungen über längere Zeit weh tun, sollte einen Arzt aufsuchen. „Hinter den Gelenkbeschwerden kann eine rheumatische Erkrankung stecken“, sagt Professor Wolfgang Rüther, Direktor der Orthopädie in der Rheumaklinik Bad Bramstedt und im Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf.

Vor allem unter Arthritis, einer entzündlichen Gelenkerkrankung, leiden viele Menschen. Meistens tritt sie im mittleren Lebensalter auf, treffen kann sie alle Gelenke.

Wie es zu der Entzündung kommt, ist unklar. Mediziner vermuten, daß es sich um einen Defekt im Immunsystem handelt, dessen Freßzellen die Gelenkknorpel angreifen.

Anzeichen für eine Arthritis sind geschwollene Gelenke, Morgensteifigkeit und eine deutliche Verzögerung beim Bewegen der Gliedmaßen, beispielsweise der Finger.

„Betroffene können sich nur schwer rühren und kommen morgens kaum aus dem Bett. Manche haben so steife Finger, daß ihnen die Zahnbürste aus der Hand fällt“, erläutert Rüther.

Die Gelenkschwellungen können, müssen aber nicht mit Schmerzen verbunden sein. „Manche Patienten bemerken eher zufällig, daß sie ein dickes Knie oder Sprunggelenk haben“, sagt der Facharzt. Je weiter die Entzündung fortschreite, desto eher träten dann auch Schmerzen auf. Patienten mit schwerer Arthritis sind Rüther zufolge massiv in ihrem Alltag beeinträchtigt. Sie könnten kaum laufen und litten unter starken Schmerzen.

Der Mediziner rät, bei Rheuma-Symptomen rasch einen Arzt aufzusuchen – möglichst gleich einen Spezialisten. Die Deutsche Gesellschaft für Rheumatologie (www.rheumanet.org) führt einen entsprechenden Praxis- und Klinik-Wegweiser.

„Bei Arthritis hängt sehr viel von der Früherkennung ab“, betont Rüther. Wenn die Krankheit frühzeitig behandelt werde, seien die Heilungschancen gut.

Neben physiotherapeutischen Maßnahmen gibt es eine Reihe wirksamer Medikamente, darunter die sogenannten TNF-alpha-Blocker. Diese Biologica werden Rüther zufolge seit etwa fünf Jahren erfolgreich in der Rheuma-Therapie eingesetzt und hemmen den körpereigenen Botenstoff TNF-alpha. Er spielt bei der rheumatischen Gelenkzerstörung eine entscheidende Rolle. *ddp*

Ernährung

Ausgewogener Speiseplan für wenig Geld

Kostspielige Besuche im Restaurant können sich „Hartz-IV“-Empfänger in der Regel nicht leisten. Bei vielen Familien reicht das Arbeitslosengeld II nicht einmal im Discounter aus, um sich ausgewogen ernähren zu können, wie jüngst das Forschungsinstitut für Kinderernährung (FKE) der Universität Bonn herausfand. Was also können Betroffene tun, um sich und ihren Kindern einen möglichst ausgewogenen Speiseplan zu garantieren? „Vor allem sollte man auf einseitiges Fast Food verzichten“, sagt Larissa Kessner, Ökotrophologin beim aid infodienst Verbraucherschutz, Ernährung, Landwirtschaft in Bonn.

Fünfmal am Tag Obst und Gemüse

Vielen Familien sei die Fähigkeit mittlerweile abhanden gekommen, überhaupt noch selbst ein Abend- oder Mittagessen zuzubereiten. Doch Fertiggerichte enthalten laut Kessner oft deutlich weniger Vitamine und andere wichtige Inhaltsstoffe als frisch zubereitete Speisen. Darüber hinaus sei Selbstkochen in der Regel preiswerter als der Griff zum Fast Food.

Geld sparen kann man außerdem, wenn man übriggebliebene Beilagen wieder verwendet: So lassen sich beispielsweise Salzkartoffeln am nächsten Tag noch zu Bratkartoffeln oder Kartoffelsalat verarbeiten. Besonders günstiges Brot ist in Bäckereien erhältlich, die ihr Backwerk vom Vortag anbieten. Anfahrtskosten spart, wer mit dem Auto nicht täglich zum Supermarkt fährt, sondern Großeinkäufe für mehrere Tage macht. Die empfohlenen anderthalb bis zwei Liter Trinkwasser pro Person müssen überdies nicht gekauft werden, sondern dürfen Kessner zufolge aus dem heimischen Wasserhahn kommen.

„Den Speiseplan sollten Obst und Gemüse grundsätzlich dominieren, das heißt fünf Portionen am Tag“, rät die Ernährungsexpertin. Eine Portion heißt etwa eine Handvoll. Geeignete Beilagen sind Reis, Nudeln, Brot und Kartoffeln. Bei Brot sind Vollkorn-Produkte zu empfehlen – sie enthalten mehr Vitamine, Mineral- und Ballaststoffe als behandelte Mehle. Hinzu kommen drei Portionen Käse und Milch und möglichst wenig Fette wie Butter und Margarine. Fleisch, Fisch und Eier sollten zwei bis dreimal pro Woche auf den Tisch kommen.

Nähere Informationen zu der FKE-Studie gibt es auf der Internetseite des Forschungsinstituts für Kinderernährung Dortmund, Institut an der Universität Bonn: www.fke-do.de. *ddp*

Polen haben Deutsche 1939 provoziert

Betr.: „Einseitige Sichtweise" (Nr. 51)

Der aus Oberschlesien stammende Schriftsteller Wolfgang Bittner weist zu Recht auf die tendenziöse pro-polnische Geschichtslehre in der deutschen Literatur hin. In dem Nachdruck seines Aufsatzes aus dem „Rheinischen Merkur" zeigt er gottlob aber sein großes Sachwissen und seine Fähigkeit, die geschichtlichen Ereignisse zwischen Polen und Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg verständlich und emotionslos auf. Einziger Störpunkt in dem Artikel ist nur, daß auch Herr Bittner vom „Überfall NS-Deutschlands auf Polen" nicht nur spricht, sondern diesen Umstand als noch jahrzehntelang zu bedenkendes Faktum anzusehen scheint. Ist diese Verbeugung vor dem Zeitgeist notwendig? Ich stamme aus dem seit 1920 unter polnische Herrschaft ohne Volksabstimmung gekommenen Teil Westpreußens und weiß, daß die deutsche alteingesessene Bevölkerung Hitlers Angrifff 1939 als vom polnischen Terror erlösende Befreiung empfinden mußte. Polen hat nicht nur in Oberschlesien, sondern vor allem um Danzig den Krieg bewußt provoziert. Die polnischen Mord-Orgien, die Pogrome waren die Folge einer jahrelangen gezielten Hetze gegen die Deutschen.

Dietmar Neumann, Neu Wulmstorf

Lieder vom Krieg und Sieg über Deutschland

Betr.: „Einseitige Sichtweise" (Nr. 51)

Unser Verhältnis zum offiziellen Polen leidet sozusagen von Anfang an daran, daß von polnischer Seite um eigenes Verschulden ein großer Bogen gemacht wird.

Auf deutscher Seite hat sich hingegen seit mehreren Jahrzehnten eine Geschichtsbetrachtung breitgemacht, die nur danach zu suchen scheint, was uns Deutschen noch alles angelastet werden kann.

Gerade wird die Wehrmacht zur Sau gemacht (Soldatensprache), auch die Philharmoniker waren an der Reihe, Hertha BSC wurde nicht ausgelassen, und Manfred v. Richthofen war auch fällig. Wir dürfen sicher sein, daß es so weitergeht.

Es ist Jahrzehnte her, da las ich eine Untersuchung, die ich leider nicht wieder auffinden konnte, die belegte, daß im Polen von 1939 viele Lieder gesungen wurden, die vom Krieg und Sieg über Deutschland handelten. Wir sangen hingegen nur von einem schönen Polenmädchen.

Der polnische Kriegsminister sah sich schon siegreich durchs Brandenburger Tor reiten.

Die polnische Generalmobilmachung vor dem 1. September 1939 spricht auch nicht unbedingt für einen Überfall.

Wolfram Wollschlager, Wetzlar

Genug Geschichte

Betr.: „Das Geschenk" (Nr. 51)

Ich gebe gerne zu, daß das Fernsehen im vergangenen Jahr objektiver über das Leid der Vertriebenen berichtet hat.

Nur, daß damit eine Wende zur Offenheit gegenüber dem Erleben alter Eltern und Großeltern eingetreten ist, möchte ich doch bestreiten.

Meiner Erfahrung nach liegt das Interesse junger Deutscher an dem Erleben der Kriegsgeneration nahe Null.

Zudem haben sie über Jahre hinweg den Holocaust immer wieder vorgeführt bekommen – und es nimmt auch kein Ende –, da bleibt nur Abschalten und kein Interesse.

Man muß ja auch zugeben, daß die Gegenwart genug Probleme bietet, die von den Jungen bewältigt werden müssen.

Da haben wir mit unserem Leben und Leiden keine Chance.

Heinrich Schuppan, Braunschweig



Vertreibung in den Medien: Szene aus dem ZDF-Zweiteiler „Wilhelm Gustloff", der im Frühjahr gesendet wird. Foto: ddp

Strom der Zeit

Betr.: „Wo seine Wiege stand" (Nr. 49)

Vielen Dank für Ihre Rezension. Erlauben Sie mir aber bitte eine Anmerkung: Der Titel heißt nicht „Mein Leben im Sturm", sondern „Mein Leben im Strom der Zeit – ein Ostpreuße geht seinen Weg in Krieg und Frieden – Erinnerungen in Wort und Bild".

Und ich war auch nicht in Dänemark „stationiert".

Vielmehr habe ich bei der 199. Inf. Division im Winter 1944/45 den Rückzug aus dem Polargebiet mitgemacht und erlebte am 8. Mai 1945 mit den Resten der Armee die Kapitulation in Dänemark!

Auf diesem 800-Kilometer-Marsch durch Eis und Schnee – übernachtet in selbstgebauten Iglus – haben wir nicht nur gefroren, sondern auch gehungert wie die Wölfe.

Dr. Klaus Krech, Ahrensburg

Röhl-Artikel sind eine Wohltat

Betr.: „Giordano spricht Vertriebenen ihr Recht ab" (Nr. 50)

Ich möchte hiermit den Beitrag über Ralph Giordano zum Anlaß nehmen, mich bei Ihrem Autor Klaus Rainer Röhl aufrichtig zu bedanken. Die Klarheit, Sachlichkeit, Prägnanz sowie der Kenntnisreichtum, die seinen Beiträgen diese besondere Kraft verleihen, sind eine geistige Wohltat. Sie sind dem Leser rettende Inseln, auf die er hoffen darf, auf denen er sich lustvoll erfreuen, bilden und erholen darf nach und vor der nächsten Weiterreise durch den Ozean veröffentlichter Flachheit, Dummheit, Lüge, Ignoranz, Herzlosigkeit und Entmutigung. Daß durch jede Zeile die tiefe Menschlichkeit eines gereiften, großen Herzens spricht, nimmt selbst der hier und da aufscheinenden sanften Polemik und berechtigter Empörung die Spitze ihres Stachels und ruft zur Versöhnung auf. Nicht bedingungslos, sondern in offener Aussprache, in ungebückter Vertretung der Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Nein, Herr Röhl, Sie haben recht, die Deutschen sind kein Tätervolk. Wir sind es unseren Kindern, aber auch uns selbst schuldig, immer und immer wieder selbstbewußt, offen und laut dieser absichtsvollen Lüge entgegenzutreten, wer auch immer sie ausspricht.

Michael Neubaur, Riegelsberg

»Gelenkte« Demokratie

Betr.: „Die Nachwirkungen der DDR" (Nr. 48)

Über das Wissen der heutigen Jugend von DDR, SED und Stasi haben wir genug gelesen, und wir können ergänzen, daß das Wissen um den Zweiten Weltkrieg und seine Vorgeschichte – abgesehen vom Holocaust – nahe bei Null liegt.

Dieses Nichtwissen ist das gemeinsame Werk von Politik und Medien, wobei noch eine besondere Rolle spielt, daß Teile der SPD schon vor dem Fall der Mauer mit der SED zusammenarbeiteten. Für sie war die Wiedervereinigung alles andere als eine Freude. Darum dürfen wir uns auch nicht wundern, wie schnell die neu benämtelte SED im Bundestag saß und wie bald sie schon wieder als Partner der SPD in Berlin regieren durfte. Nicht vergessen sollten wir auch, daß die Begeisterung und die Freude der Bürger aus Ost und West nicht zu laut werden durfte, nahezu abgewürgt wurde, um die Nachbarn und Freunde nicht zu verschrecken. Der Schwung der Wiedervereinigung und das Aufeinanderzugehen wurden nicht nur von der SPD gebremst.

Wer sich heute über das Nichtwissen unserer Jugendlichen wundert, übersieht, welch gewaltigen Einfluß die Politik über die Medien hat. Nicht nur Rußland darf man als „gelenkte" Demokratie bezeichnen.

Hermann Widmann, Ahlen

Anwerbung zu Waffen-SS mißlang

Betr.: „Flakhelfer im Visier" (Nr. 27)

Im Rahmen meiner Luftwaffenhelferdienstzeit war ich vom 19. Juli 1944 bis 8. November 1944 bei der Untergruppe Auschwitz-Süd als Luftwaffenhelfer eingesetzt. Standort meiner Batterie, schwere Flakbatterie 2./524 (v), war zu dieser Zeit im Bereich der Stadt Auschwitz ein Gelände westlich des Bahnhofes Auschwitz vor dem Wirtschaftshof Birkenau des KZ-Lagers Auschwitz zum Schutz der IG Farben Auschwitz und der Weichsel-Stahl-Union.

Eines Tages wurden die Luftwaffenhelfer der Batterie in der laufenden Tagesdienstzeit von Werbern der Waffen-SS besucht. Vor angetretener Formation wurde unter Druck versucht, uns zur „freiwilligen Meldung" zur Waffen-SS zu bewegen. Niemand der anwesenden Chargen der Batterie hat uns geholfen oder unterstützt in unserer ablehnenden Haltung.

Aber trotz des „starken Drucks" meldete sich niemand von uns etwa 30 Luftwaffenhelfern. Einzeln befragt, ergab das gleiche Resultat. Wir wehrten uns unter anderem mit der Aussage, daß wir uns schon anderweitig freiwillig gemeldet hätten. Es gab auch keine weiteren Folgen. Nach meiner Erinnerung ist auch niemand von uns zur Waffen-SS eingezogen worden.

Johannes Meyer, Castrop-Rauxel

Es fehlt das Fanal, um endlich alle soliden, konservativen Kräfte zu sammeln

Betr.: Heimatvertriebene

Gerade erhielt ich die Ausgabe 51/52 und lese, wie immer interessiert, jeden Artikel. Baß erstaunt bin ich über die vielen Wünsche und Andenken der Ostpreußen. Wenn es ein Organ für die Schlesier und Sudentendeutschen gäbe, dann wäre es sicher genauso. Soviel Liebe zur Heimat, auch noch nach 62 Jahren, ist einfach wunderbar. Phantastisch!

Bei aller Freude glaube ich, daß es leider nur ein trauerndes Angedenken ist, dem keine Kraft mehr innewohnt, irgend etwas verändern zu wollen, und eine Resignation, nichts ändern zu können. So wie es aussieht, und es sieht so aus, daß nichts geschieht, dann geht man der biologischen Erledigung schnellen Schrittes entgegen.

Ich bin kein Flüchtling. Meine Vorfahren kamen schon vor 150 Jahren nach Bremen. Mich ergreift aber, je älter ich werde, eine tiefe Trauer über unser deutsches Schicksal.

Große Bitternis überkommt mich bei dem Gedanken, daß rund 15 Millionen Heimatvertriebene seit 1948 in jeden Bundestag mit über zehn Prozent Stimmanteil hätten einziehen können. Dort wäre der Ort gewesen, Veränderungen herbeizuführen. Stimmen und Initiativen hat man sich aber wohl lieber mit den Lastenausgleichszahlungen abkaufen lassen. Wenn 15 Millionen Menschen den unbeugsamen Willen gehabt hätten, in ihre Heimat zurückzukehren, dann hätte sie niemand aufhalten können. Nun ist untätiges, verklärtes Gedenken nur noch schön.

Ist es vielleicht so, daß uns Deutschen, nach zwei verlorenen Kriegen, Inflation, zwei Währungsschnitten, Flucht und Vertreibung, Wiederaufbau bis zum Wirtschaftswunder, die Willenskraft verlorenging? Wir schaffen es nicht mehr, uns aufzubäumen gegen unsinnige Reformen, Europäisierung, Globalisierung, Zuwanderung und Überfremdung, Geburtenrückgang, Verteuerung, Schreibreform, Rentenreform, Gesundheitsreform, Schulreform, Steuerreform und was weiß ich noch alles. Zumal innerhalb unserer Reihen Menschen herangewachsen sind, die, so glaube ich, nach der Zerstörung unseres Landes und Volkes von außen her eine innere Zerstörung unserer gewachsenen, deutschen Wertevorstellung zielstrebig betreiben.

Seit etwa einem Jahr bin ich Leser Ihrer Zeitung. Ich überlege, ob ich mich von dem Abonnement trennen soll.

Was ich vermisse, ist das Fanal, das von einer Zeitung ausgehen kann, um endlich all die soliden, konservativen, deutschfreundlichen Kräfte zu sammeln, und alle kleinen Gruppen, Interessenverbände, Zirkel, Blätter, Parteien und Zeitungen anspricht und eint. Alle schreien und bitten um Geld. Zur Selbsterhaltung. Keiner tut etwas für eine Einigung der Konservativen.

Kürzlich sind in einer vom Fernsehen ausgestrahlten Sendung rund zwölf Millionen an Spendengeldern zusammengekommen. Es gibt also noch viel Geld im Volk. Kann es nicht auch einen Ansatz geben, ähnliches für unser eigenes Vaterland zu tun? Es bedarf einer Idee, eines Sprachrohrs, eines Fanals.

In unserer Parteienlandschaft stehen drei Parteien links. Eine Partei behauptet von sich, in der Mitte zu stehen. Steht noch eine ernstzunehmende Partei rechts? Die FDP? Wo steht die? Die ganz am rechten Rand stehenden Parteien sind trotz manch richtiger Parolen zu dumm und dumpf, um eine Rolle spielen zu können. Das brachliegende rechte Spektrum muß doch auffüllbar sein.

Vor 1914 waren das Rückgrat der Nation die Adeligen, die Grundbesitzer und die Industriellen. Bis in die tiefste Provinz. Von denen rührt sich heutzutage keiner. Gewiß, von den Nationalsozialisten wurden sie benutzt. Nach dem Putsch erschossen oder erhängt. Im Nachkriegsdeutschland diffamiert. Wer sollte da noch Lust und Mut haben, sich zu exponieren? Und doch muß aus dieser elitären, preußischen Gesellschaftsschicht der Anschub kommen. Die Ansprache an das Volk, jetzt zu den Werten der Vorfahren zurückzukehren. Es ist und war nie alles verstaubt und vermufft, was man uns in den 68er Jahren erzählt hat und aus diesen Kreisen bis heute erzählt.

Deutschland darf doch nicht vollständig dem Sozialismus verfallen. Klärt denn keiner darüber auf, daß das der Weg in den Kommunismus ist? Der Weg in die klassenlose Gesellschaft, der Enteignung, der Produktionsmittel in die Hand der Räteregierung? Der Weg, auf dem alle das Gleiche haben, aber alle gleich wenig. Und dann entsteht wieder eine Diktatur, weil alle Diktatoren aus dem Proletariat des Kommunismus kommen.

Karl Heinz Pape, Bremen

Keineswegs ein »freiwilliger« Rücktritt

Betr.: „Gegendarstellung" (Nr. 50)

Bernd Hinz will den Eindruck vermitteln, daß er bei der Sitzung der Ostpreußischen Landesvertretung im November 2005 freiwillig zurückgetreten sei. Das ist irreführend. Er wurde massiv aus der Mitte der OLV zum Rücktritt aufgefordert. Als Herr Hinz darauf nicht reagierte, wurde der Antrag gestellt, ihn mittels schriftlicher Abstimmung zum Rücktritt aufzufordern. Man begann Stimmkarten auszuteilen. Daraufhin erklärte Herr Hinz seinen Rücktritt. Der Rücktritt erfolgte aufgrund einer Willensbekundung der OLV, gewissermaßen unter Druck „freiwillig". Ich war bei der Sitzung anwesend.

Siegbert Nadolny, Vlotho

Erkennbare Haarspalterei

Betr.: „Gegendarstellung" (Nr. 50)

Die aus dieser Gegendarstellung erkennbare Haarspalterei bestätigt meine langjährigen Erfahrungen mit dem damaligen (unter anderem für Personalangelegenheiten zuständigen) LO-Vorstandsmitglied B. Hinz: Alle Bemühungen, Diskussionen mit ihm in überschaubarem Zeitrahmen zu einem konkreten Ergebnis zu führen, blieben fast immer erfolglos.

H.-J. Mahlitz, Stephanskirchen

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Bei Grenzöffnung nicht an die Vertriebenen gedacht

Betr.: „Viele Fragen bleiben offen“ (Nr. 51)

Welch ein Jubel! Am 21. Dezember 2007 wurden die Grenzen von Polen und Tschechien nach Europa geöffnet. Die Bundeskanzlerin Merkel nannte diese Grenzöffnung „Triumph der Freiheit“. Da frage ich, wo bleibt die Freiheit der Vertriebenen? Bereits bis Ende 2006 sollte in Berlin das „Zentrum gegen Vertreibungen“ errichtet sein. Nun, Ende 2007, gibt es noch immer nicht dieses Zentrum. Doch die Menschen der Vertreiberstaaten, Polen und Tschechen, können seit 21. Dezember 2007 ungehindert nach Deutschland hereinfluten. Wußte unsere Präsidentin des Bundes der Vertriebenen Frau Steinbach als MdB nicht im voraus, daß diese Grenzöffnung am 21. Dezember 2007 mit großer Propaganda stattfinden sollte?

Sie hätte doch energisch und mit Nachdruck die Bundesregierung auffordern sollen, daß im Namen der Vertriebenen nur eine Grenzöffnung erfolgen kann, wenn die polnische nationalistische Regierung ihren Widerstand gegen die Errichtung des „Zentrums gegen Vertreibungen“ aufgibt. Ist denn Deutschland noch immer kein souveräner Staat, der selbst bestimmen kann, was auf seinem Territorium zu geschehen hat! Deutschland ist der größte Einzahler in die EU-Kassen, wovon Polen zur Zeit am meisten profitiert. Es ist schon traurig und schadhaft, wenn sich sogar deutsche Politiker gegen die Schaffung des „Zentrums gegen Vertreibungen“ aussprechen. Wissen diese Politiker nichts von dem Leiden von 15 Millionen Vertriebenen mit zweieinhalb Millionen Toten, die mit dem Verlust ihrer Heimat für den von Deutschland ausgelösten Krieg für ganz Deutschland bezahlen mußten? Solche Politiker gehören nicht in eine deutsche Regierung, denn auch ihre hohen Diäten werden mit den Steuergeldern der Vertriebenen bezahlt.

Bruno Wessalowski, Eisenach

Falsches Ziel

Betr.: „Fährplan zur Nehrung ...“ (Nr. 49)

Also da stimmt meines Erachtens etwas nicht. Von Pillau eine Fährverbindung zur Kurischen Nehrung kann es nicht sein.

Gerd Obersteller, Wentorf

Anm. der Red.: Richtig muß es heißen „Fährverbindung zur Samlandküste“.

Vor über 62 Jahren

Betr.: „Ein historisches Glück für Europa“ (Nr. 1)

Der 20. Dezember 2007 ist ein denkwürdiger Tag, denn die Beseitigung der Grenzkontrollen an den deutschen Ostgrenzen durch Erweiterung des Schengen-Abkommens läßt uns an die Entstehung der Oder-Neiße-Grenze vor genau 62 Jahren und sechs Monaten denken, deren zeitlicher Ablauf nur wenigen bekannt ist.

Auch im heutigen Wikipedia-Internetlexikon fehlt der Hinweis auf den zeitlichen Hergang der damaligen Ereignisse.

Die polnisch-deutschen Schlagbäume an der Oder wurden als einseitige, vollendete Tatsache bereits sieben Wochen nach der deutschen Kapitulation und noch vier Wochen vor (!) der Potsdamer Konferenz (17. Juli – 2. August 1945) errichtet und dann dort – sowjetischerseits erfolgreich – als nicht mehr verhandelbar dargestellt.

Die Hintergründe und Einzelheiten der damaligen Ereignisse vom 20. Juni 1945 bleiben aber bis heute weitgehend unbekannt.

Dr. Gerhard Metschies, Kelkheim a. Ts.



Schengen: Deutsche und polnische Schüler zerschneiden das letzte Stück des Zaunes an der deutsch-polnischen Grenze. Foto: ddp

Spiel mit Statistik

Betr.: „Spiel mit der Angst der Eltern“ (Nr. 50)

Sie zitieren und bezweifeln den Aussagewert einer Studie, nach der von 1980 bis 2003 in den 41 Landkreisen rund um die 16 untersuchten Kernkraftwerke 37 Leukämiefälle – oder 20 mehr als nach dem statistischen Mittelwert zu erwarten – diagnostiziert wurden. Die Abweichung vom Mittelwert – nur diese ist hier zu berücksichtigen – beträgt somit weniger als 0,5 Fälle pro Landkreis oder 0,054 Fälle pro Kernkraftwerk und Jahr. Bei dieser marginalen Stichprobe bedarf es keiner blühenden Phantasie zu vermuten, daß es kernkraftwerksferne Postleitzahlen gibt, die diesbezüglich noch gefährlicher sind: Wenn es auf einem Bauernhof nur einen Leukämiefall gibt, dann lebt es sich nach einer solchen Statistik auf einem Bauernhof – zumindest auf diesem – viel gefährlicher.

Es ist perfide, mit so marginalen Losgrößen eine Statistik zu betreiben und auf Dummenfang zu gehen. Auch hier wieder: Es gibt eben Lügen, große Lügen und Statistik.

Dr.-Ing. H.-J. Kucharski, Mülheim

Kommunen unterstützten indirekt Dumpinglöhne

Betr.: „Lohn vom Staat“ (Nr. 50)

Der Artikel ist zu begrüßen. Er zeigt die Logik der Dumpinglöhne für die neuen Briefdienstleister am Beispiel der Pin AG auf. Nämlich: Der Steuerzahler subventioniert die Wettbewerber der Deutschen Post AG.

Doch auch in Süddeutschland wird eisern am falschen Ende – bei den Arbeitnehmern – gespart. So gibt es ein im Schwabenländle ansässiges Unternehmen, das rechtswidrige Arbeitsbedingungen unterhält – die Schwabenpost Service GmbH. Die Bedingungen, unter denen bei vielen Briefdienstleistern gearbeitet werden muß, haben sich mittlerweile durch die andauernde Präsenz des Themas Mindestlohn in den Medien herumgesprochen. Bei der Schwabenpost heißt das: Ein Stundenlohn von maximal 4,50 Euro, abhängig von der Anzahl der Sendungen, Einsatz des Privat-Pkw ohne einheitliche Regelung zur Erstattung der Kosten, keine Lohnfortzahlung im Krankheitsfall sowie kein Urlaubs- und Weihnachtsgeld.

Man hat sich mittlerweile daran gewöhnen müssen, daß in Teilen der Privatwirtschaft das Niveau, welches man den Menschen scheinbar zumuten kann, stetig sinkt. Jedoch hält die Entwicklung auch im kommunalen Sektor Einzug: So versendet die Stadt Ditzingen ihre Briefe mit der Schwabenpost und verhilft so einem Dumpinglöhner zu mehr Aufträgen.

Auch in Stuttgart scheint sich eine Zusammenarbeit zwischen der Schwabenpost und der Stadtverwaltung anzubahnen. Es ist zu hoffen, daß die Entscheidungsträger nicht dem Beispiel Ditzingen folgen, sondern statt dessen gemäß ihrer Verantwortung für Arbeitnehmer und Steuerzahler handeln.

Frank Gerlich, Allmersbach

Eigensüchtige Großmächte

Betr.: „Tamtam auf der Tropen-Insel“ (Nr. 51)

Tamtam ist wohl das richtige Wort für das Wortgeklingel, das sich auf solchen Weltveranstaltungen zum Umweltschutz abspielt. So lange die Großmächte andere eigensüchtige Interessen verfolgen, wird es kein gemeinsames Handeln geben, was nur den Schluß zuläßt, daß ein jeder das tut, wozu ihm sein Gewissen rät.

Die in der *Preußischen Allgemeinen* vertretenen Meinungen zur Bedrohung unserer Umwelt teile ich nicht, da es für mich offensichtlich ist, wie unverantwortlich wir mit unserer Umwelt umgehen. Und wenn auch die Natur selber durch Höhen und Tiefen geht, sollte uns das nicht hindern, was möglicherweise fällt, nicht noch zu stoßen.

Karl-Heinz Stumpff, Marl

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2368**

Flamen wurden lange unterdrückt

Betr.: „Wie das Königreich Belgien entstand“ (Nr. 48)

In Ihrem Abriß der Geschichte der südlichen Niederlande fehlt ein zum Verständnis der aktuellen politischen Situation Belgiens unumgängliches Element, nämlich der hundertjährige Volkstumskampf der niederländischsprachigen Flamen gegen die frankophonen Wallonen. Diesen wäre es im neugegründeten Belgien beinahe gelungen, die flämische Sprache und Kultur zu vernichten.

In führenden Kreisen des Königreichs sprach man damals ausschließlich französisch, und wer als Flame eine Position in Justiz und Verwaltung, Gendarmerie oder Militär anstrebte, mußte das in einer fremden Sprache tun.

Massive Benachteiligung und Unterdrückung lösten jedoch bei den Flamen zunehmend Widerstand aus.

Drei Namen seien stellvertretend für alle die Streiter für die Erhaltung der flämischen Identität genannt: der westflämische Dichter Guido Gezelle; der Schrifsteller Hendrik Conscience („Der Löwe von Flandern“, erschienen 1837), der „sein Volk lesen lehrte“; Jan Frans Willems, der Vater der „Flämischen Bewegung“.

Doch erst 1932 wurde der Grund- und Oberschulunterricht in Flandern einsprachig niederländisch. Im Jahr 1938 wurde das Niederländische als einzige offizielle Sprache des Nordens von Belgien anerkannt.

Weitere 70 Jahre hat es gedauert, bis die Flamen heute aus einer Position der vollen Gleichberechtigung und Stärke ihren wallonischen Widersachern entgegentreten.

Adolf Frerk, Geldern

Auf Merkel hoffen?

Betr.: „Merkels Stern sinkt“ (Nr. 48)

Frau Merkel ist angetreten mit dem Spruch „Schaden vom Deutschen Volk zu wehren und seinen Nutzen zu mehren“. Wort gehalten hat sie aber nicht. Und so wird sie auch nicht daran denken, ein Denkmal nur für die deutschen Vertriebenen errichten zu lassen.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als ob es nach Ansicht der Politiker „gute“ und „böse“ Tote gibt. Den guten werden Denkmäler errichtet. Für die bösen deutschen Vertriebenen aber rührt man nicht mal einen Finger. Nun könnte man ja die in Eigeninitiative errichtete Gedenkstätte in Borna unterstützen, aber nein, nicht für die Deutschen allein, wenn dann für die ganze Welt. Und nun glauben Sie noch, daß Frau Merkel und ihr Duzfreund Donald Tusk etwas für uns tun werden. Ich weiß nicht mehr, soll ich nur noch lachen oder sind es der Tränen noch nicht genug?

Gerda Wittuhn, Hamburg

Merkels katastrophale Auslands-Bilanz

Betr.: „Merkels Stern sinkt“ (Nr. 48)

Große Zustimmung zum Leitartikel von Klaus Voss!

Zwei Jahre lang haben die überregionalen Zeitungen einen Cordon sanitaire um Angela Merkel gelegt – Leser wunderten sich. Andere Medien haben ihre Kanzlerschaft im Stil der Gesellschaftsberichterstattung begleitet. Auch die *PAZ* nimmt Merkels Außenpolitik aus ihrer Kritik aus. Dabei wurde auf diesem Gebiet zuallererst die katastrophale Bilanz deutlich: Geldsegen hinterlassend, Rußland verprellend (ganz entgegen unseren wirtschaftlichen Interessen und unserer kulturellen alten Verbundenheit), Israel-devot (devot, da ohne Anknüpfungspunkt), USA-hörig (siehe Afghanistan), deutsche Stimmrechte verschleudernd, völlige Farblosigkeit und vager Zeitpunkt des zugesagten Vertriebenendenkmals und zu gleicher Zeit wie Bush Empfang des Dalai Lama mit den Formen, die für Staatschefs vorgesehen sind, also auch noch China verprellend, das sofort mit dem Handelsvolumen mit Frankreich reagierte. Persönlicher Wahlkampf auf Staatskosten (Bush in ihrem Wahlkreis) Heiligendamm-Spektakel, das in anderer Region einen Bruchteil gekostet und manch peinliche Begleiterscheinung nicht möglich gemacht hätte. Und optisch häufig alles andere als Wahrung von Würde und Unabhängigkeit der Kanzlerschaft, vor allem Bush gegenüber. So eine Kanzlerin hat das Ausland gern.

Eine solche Behauptung sollte hellhörig machen.

„Was will sie ... wie will sie?“ fragt ein Leserbriefschreiber. Ganz einfach: Kanzlerin sein – und bleiben!

Immer häufiger frage ich mich: Wer regiert uns, wenn einmal wirklich etwas passiert? Ich sehe niemanden!

Gudrun Schlüter, Münster

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Reiter für Kriegsmuseum in Danzig

Warschau – Der ehemalige polnische Botschafter in Deutschland, Janusz Reiter, hat den Vorschlag bekräftigt, in Danzig ein Museum über den Zweiten Weltkrieg zu errichten. Dem „Spiegel" sagte Reiter, im Zusammenhang mit der Debatte um ein Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin gehe es Polen vor allem darum, „die Deutungshoheit über die Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht anderen zu überlassen".

Proporz im Mahnmal

Berlin – Im kommenden Frühjahr wird gegenüber dem Berliner Holocaust-Mahnmal eine weitere Gedenkstätte für die von den Nationalsozialisten verfolgten Homosexuellen errichtet. Die Skulptur sollte ursprünglich einen durch ein Guckloch zu betrachtenden Film mit zwei sich küssenden Männern zeigen. Nach heftigen Protesten von Lesbierinnen wird nun im Zweijahresrhythmus auch ein küssendes Frauenpaar gezeigt.

ZUR PERSON

Schön, aber unbeliebt



Sie sorgt für Wirbel, Sängerin und Ex-Topmodel **Carla Bruni** ist die Neue an der Seite des französischen Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy. Zwischen dem frisch geschiedenen Staatsmann und der schönen Bruni hat es gefunkt, einigen zu öffentlich.

Den Franzosen geht es zu schnell, und auf dem internationalen Parkett sorgt die Liaison sogar für Verstimmung. Während eines gemeinsamen Urlaubs in Ägypten erregten sich islamische Politiker des Landes über die uneheliche Beziehung Sarkozys zu der 40jährigen und warfen der Regierung vor, durch den offiziellen Empfang des unverheirateten Paars ein schlechtes moralisches Beispiel zu geben, ja, die „offizielle Prostitution durch Staatsoberhäupter zu akzeptieren". Als Mätresse beschimpft muß die aus dem italienischen Turin stammende Bruni nun auch noch hinnehmen, daß sie ihren Neuen nicht nach Saudi-Arabien begleiten darf, denn dort gilt die Scharia. Das islamische Gesetz verbietet es unverheirateten Paaren, in der Öffentlichkeit aufzutreten.

Carla Bruni wuchs seit ihrem fünften Lebensjahr in Frankreich auf, ihr Vater war Mitinhaber des Pirelli-Konzerns, ihre Mutter arbeitete als Konzertpianistin. Ihr Studium der Kunst und Architektur brach sie im Alter von 19 Jahren ab, um als Fotomodell zu arbeiten. In den 90ern schaffte sie es bis auf die großen Laufstege und galt als bestbezahltes Modell.

In die Boulevardpresse gelangte Carla Bruni lange vor ihrem Verhältnis zu Sarkozy. Unter anderem wurden ihr Affären mit Mick Jagger, Eric Clapton und Donald Trump, den Schauspielern Kevin Costner, Sean Connery und Richard Dean Anderson nachgesagt. Französische Medien munkeln bereits über eine Hochzeit mit Sarkozy im Februar.

M.A.



Gewalt-bereit Zeichnung: Mohr

Hausarrest

Nie wieder U-Bahn, oder – die optimale Lösung der Gewaltfrage: Wir müssen die Deutschen von der Straße kriegen! / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Der Horror nimmt kein Ende. Noch vor ein paar Wochen sah alles wunderbar aus für Kurt Beck: Mit dem gesetzlichen Mindestlohn wollte er die Schwarzen ganz langsam zu Tode foltern. Gegenwehr war nicht zu befürchten, nur Gestammel und zittriges Gebettel um ein bißchen Frieden in der Koalition.

Da fuhr unerwartet die U-Bahn ein und spie zwei ausländische Schläger hervor, und dann noch welche und noch welche. Plötzlich hat sich die Welt gedreht und SPD-Vize Steinmeier windet sich bei Anne Will zum Thema Gewalt und Abschiebung ebenso ungelenk wie Frau Merkel, wenn sie nach dem Mindestlohn gefragt wird.

Ärgerlicherweise gehen alle Geschosse, die die SPD auf den frech erwachten Koalitionspartner abfeuern könnte, mit ziemlicher Sicherheit nach hinten los.

Früher hat man Klagen über „Ausländerkriminalität" ratz-fatz als „geistige Brandstiftung" vom Debattentisch fegen können. Der Zentralrat der Juden hat das auch diesmal wieder probiert und dem hessischen Ministerpräsidenten um die Ohren gehauen, er koche die Suppe der NPD. Doch die Attacke ist einfach verpufft. Vielmehr möchte die Mehrheit der Deutschen dem Zentralrats-Generalsekretär Stephan Kramer empfehlen, er möchte mal einen Monat lang nachts mit der U-Bahn fahren und danach entscheiden, ob er sich bei Koch entschuldigt oder wegen eigener „NPD-Nähe" den Rücktritt einreicht.

Andere versuchen es jetzt mit dem Hinweis, daß ja auch unter deutschen Jugendlichen ziemlich schräge Kerle ihr Unwesen treiben. Klar gibt's die, nur eben viel, viel seltener als bei Migranten.

Das Grundübel besteht im Versagen der Medien. Die haben das Thema nicht mehr im Griff. Lange Zeit bewiesen Presse, Funk und Fernsehen hohes gesellschaftliches Verantwortungsbewußtsein, indem sie Berichte über ausländische Opfer deutscher Gewalt unter wutbebenden Überschriften in jedes Wohnzimmer trugen, während sie bei der ethnisch umgekehrten Täter-Opfer-Konstellation nur allgemein über „Jugendgewalt" klagten.

Neuerdings benutzen allem Anschein nach sogar Journalisten hin und wieder öffentliche Verkehrsmittel, was ihren Blick für dies und das geschärft haben könnte. Jugend- und insbesondere Ausländerkriminalität ist plötzlich ein Thema. Erst vergangenen Sommer mußte der Ressortleiter einer Berliner Tageszeitung, die bis dahin politisch korrekt genau wußte, welche Nationalität Täter und Opfer haben müssen, schlotternd aus dem Bus fliehen. Und „Glatzen" waren es nicht, vor denen er weglief. Nunmehr waren „kriminelle Migranten" auf einmal eine Schlagzeile in der Zeitung wert. So kann es gehen.

Aber wie soll es jetzt weitergehen? Wollen wir der politisch inkorrekten Verschiebung der Gewaltdebatte tatenlos zusehen? Niemals.

> Besonders lästig: Ex-Gangster, die sich öffentlich über Kuschel-Richter amüsieren

Die einfachste Lösung ist leider kaum realisierbar. Die hieße: Hausarrest für alle Deutschen. Ja! Denn: Geschützt vor den teuflischen Verwirrungen der sogenannten Wirklichkeit läge unser Bild vom Land da draußen wieder ganz in den Händen verantwortungsbewußter Meinungsbildner. Täter wären im Handumdrehen wieder alle deutsch, Opfer „migrantisch". Da hätte der Hesse schnell abgekocht. Aber das bleibt wohl ein Traum.

Immerhin sind die Linken nicht ganz ohne Unterstützung in Deutschland. Mögen sich Koch, Merkel oder Huber auch noch so geifernd über sie hermachen, einen wahren Freund haben sie noch bei den Schwarzen, einen, der ihnen im kommenden Monat aktuellen Umfragen zufolge ein wunderbares Geschenk machen dürfte.

Just als etliche Unionsführer SPD, Grüne und Linkspartei mit dem Thema Kriminalitätsbekämpfung unter Feuer nahmen, machte der wahlkämpfende Hamburger CDU-Bürgermeister Ole von Beust den Grünalternativen einen Koalitionsantrag für die Zeit nach den Landtagswahlen am 24. Februar. Ist das nicht reizend von ihm? Die Alster-Grünen nahmen die Offerte auf wie eine Diva, die sich eines peinlichen Verehrers erwehren muß: Sie schleuderten den Beustschen Blumenstrauß unter den Augen der belustigten Hamburger mit langem Arm in den Hafenschlick.

Besonders unterhaltsam war, daß Beusts eigener CDU-Landeschef Michael Freytag etwa zur gleichen Zeit, als sein Bürgermeister bei den Grünen fensterln war, öffentlich vor der drohenden rot-rot-grünen Linksfront über Hamburg warnte. Feuriger Lagerwahlkampf und schwarz-grüne Minne gleichzeitig – das muß es sein, was Ole von Beust unter seinem Leitbild der CDU als einer „modernen Großstadtpartei" versteht. Die Wähler verstehen indessen gar nichts mehr.

Allerdings hätten sich die elbhanseatischen Christdemokraten mit einem Kochschen Wahlkampfmenü auch kräftig die eigene Zunge verbrannt. 2001 waren sie auf dem Rücken des Richters Schill mit dem Versprechen an die Macht gekommen, endlich mit der laschen Verbrechensbekämpfung Schluß zu machen. Und tatsächlich nahm die Quote der jugendlichen Straftäter, die man auf Bewährung laufen ließ, laut Statistik drastisch ab.

Bis zum Jahre 2001 bekamen noch rund 40 Prozent der Übeltäter Bewährung, von da an nur noch 20 bis 30 Prozent – so die Zahlen der Hamburger Justizbehörde. Gute Zahlen in den Augen der Anhänger einer schärferen Strafverfolgung.

Nur leider alle falsch: Wie jetzt durchsickerte, gab es da einen Computerfehler. 2006 ließen die Hamburger Richter in Wahrheit stolze 68 Prozent der jugendlichen Delinquenten auf Bewährung ziehen.

Die jähe Enthüllung ist ein Geschenk des Himmels für die linke Hamburger Opposition – besonders, daß der Fehler ausgerechnet jetzt, so kurz vor dem Urnengang, an die Oberfläche quoll, obwohl die Sache schon seit September bekannt gewesen sein soll. Rote und Grüne haben an der Elbe offenbar nicht nur Freunde in der CDU, sondern auch im Apparat der Justizbehörde.

So muß die Hamburger SPD ihren Wahlkampf nur weiter mit Sozialgeschenkpapier ausschlagen, und der Sieg am 24. Februar ist ihrer. Für die Sozialdemokraten ist es schlicht eine Prestigesache, die vormals dauerrote Hansestadt nach sieben Jahren in der Schmach der Opposition zurück zu erobern. Im Herzen halten sie es noch immer für eine ungeheure Anmaßung der Wähler, sie 2001 aus dem Amt gestimmt zu haben.

Im bundesweiten Maßstab gesehen ist der kleine Stadtstaat jedoch kaum mehr als eine Puppenstube, Niedersachsen und Hessen sind da schon andere Kaliber – und dort drückt das verfluchte Gewaltthema eben heftig auf die linke Laune.

Vielleicht ist es auch ein verhängnisvolles Eigentor, daß sich Rote und Grüne so verbissen gegen die Ausweisung ausländischer Serientäter sperren.

Manche von denen kommen nämlich mit den Jahren von der schiefen Bahn ab, werden gesetzestreu und tauchen dann in Talkshows auf, wo sie den „Allesverstehern" feixend die Hosen runterziehen!

Bei Anne Will war auch so ein Halunke, ein Palästinenser, der heute als Jugendbetreuer in Berlin auf junge Migranten einwirkt, möglichst nicht seinem Beispiel zu folgen.

Solche Leute finden gar nichts dabei, vor laufender Kamera über weinerliche Jugendpsychologen, windelweiche Richter und von allen Seiten verkasperte Polizisten den Kopf zu jauchzen.

Der Berliner Palästinenser pries zudem erst unlängst die erzieherische Wunderwirkung des sogenannten „Warnschußarrests", der angehende Nachwuchsganoven frühzeitig schmecken läßt, wohin ihre Reise geht, wenn sie nicht schleunigst abbiegen.

Für Justizministerin Zypries verstößt so ein Arrest aber gegen die Menschenwürde der milchbärtigen Kotzbrocken. Da ist es ganz und gar nicht hilfreich, wenn zu Recht und Gesetz desertierte Ex-Gangster ausgerechnet so etwas empfehlen.

ZITATE

*Die baden-württembergische **FDP**-Vorsitzende **Birgit Homburger** rechnete auf dem Landesparteitag der Liberalen am 5. Januar mit Grünen-Fraktionschefin **Renate Künast** und deren Fantasien von der **CO_2-freien Gesellschaft** ab:*

„Und nun geht es auch noch denen an den Kragen, die den Rauchern mit Wärmpilzen vor der Tür den Winter erträglicher machen wollen. Entweder weil sie die Gegend verschandeln oder aus Klimaschutzgründen. Frau Künast sprach kürzlich im Bundestag sogar von der CO_2-freien Gesellschaft. Solange es Leben auf diesem Planeten gibt, wird es CO_2-Ausstoß geben. Der beste Beitrag von Frau Künast wäre, schlicht den Mund zu halten. Jeder Satz weniger ist ein Beitrag zur CO_2-Einsparung."

*Der neue bayerische Europaminister **Markus Söder** (CSU) wirft in „Welt-Online" der **EU-Politik Unehrlichkeit** im Umgang mit der **Türkei** vor:*

„Ich bin fest davon überzeugt, daß die Türkei nicht Mitglied der EU werden wird ... Jeder, mit dem ich hier rede, sagt hinter vorgehaltener Hand: Jetzt verhandeln wir mal weiter, die Türkei wird am Ende nicht beitreten. Das ist doch unehrlich gegenüber der nächsten Politikergeneration, die das zu entscheiden und die Folgen auszubaden hat. Aber es ist auch unehrlich gegenüber der Türkei."

*Hessens Ministerpräsident **Roland Koch** (CDU) meinte im „Tagesspiegel" vom 8. Januar zur **Ausländerdebatte**:*

„Die eigentliche Sache ist, daß dort Menschen wohnen, denen wir nie gesagt haben, wo die Grenzen sind, an welche Regeln man sich zu halten hat."

Der Turtel-Präsident

Als kleiner Mann und als Franzos
mag Sarko große Frauen –
die sind zwar auch nicht
fleckenlos,
doch scheint er's zu verdauen.

Und läuft ihm eine mal davon
– vielleicht frustriert vom Bücken –
hat stets er eine neue schon,
mit ihr sich zu beglücken.

Hat sie dabei den gleichen Spaß?
Das steht nicht zur Debatte:
Ihr Kurswert steigt ja, wenn sie was
mit Präsidenten hatte!

Jetzt war mit einer Braut der Nic
sogar im Nahen Osten,
wie allermeistens dank Geschick
nicht ganz auf eigne Kosten.

Man braucht auch nicht
vermählt zu sein
beim Altertumbetrachten –
und sollte etwa man zum Schein
alleine übernachten?

Natürlich, die vom Protokoll
in jenen Musel-Staaten,
die fanden sowas gar nicht toll –
ihr habt es wohl erraten.

Und maßlos zeigten sich empört
die wahren Musel-Frommen:
Die Unzucht, einfach unerhört,
das Weibsstück, echt verkommen!

Doch Sarko – so mein Resümee –
der kennt sich aus im Leben:
Für Waffen und ein Ah-Ka-We
wird schnell man ihm vergeben.

Pannonicus